43/77 PREIS 0,80 M

FREIE Welt

1917 - 1977

„... seitdem hat die Welt ihre Hoffnung" (Brecht)

Für FREIE WELT
gezeichnet von
Prof. Karl Erich Müller

FREIE WELT ★ HEUTE

★ INHALT

		Seite
Weltgeschichte:	Die verwandelte Welt	4
	Wie das Kapitel II der Menschheitsgeschichte begann	26
	Streifzug durch die sowjetischen Fünfjahrpläne	27
Nachrichtenmagazin		14
Wirtschaft:	Von einem, der auszog, leben zu lernen	18
	Was Budapester Werkzeugmaschinenbauer und Mansfelder Bergleute beim sozialistischen Wettbewerb verbindet	50
Wissenschaft:	Operation unter dem Mikroskop	
	Laserblitze als Skalpell	22
	Interview mit Prof. Cousteau	54
Kinderserie:	„Der Hase und der Wolf" kommen wieder	32
	Wie Nimmerklug Musiker werden wollte	41
Kunst:	Vera Oelschlegel und Erwin Geschonneck — Grüße zum Oktoberjubiläum	35
Humor und Satire		36
Rätsel		38
Kalenderblätter		40
Memoiren:	Der Frauenarzt Prof. Dr. Kraatz über „Miezen" und „Obermiezen"	42
Leserforum		44
Ratgeber:	Tips zur Wintervorbereitung Ihres Autos	46
Jugend:	Nils Werner: Gedanken nach dem Fest des Roten Oktober	48

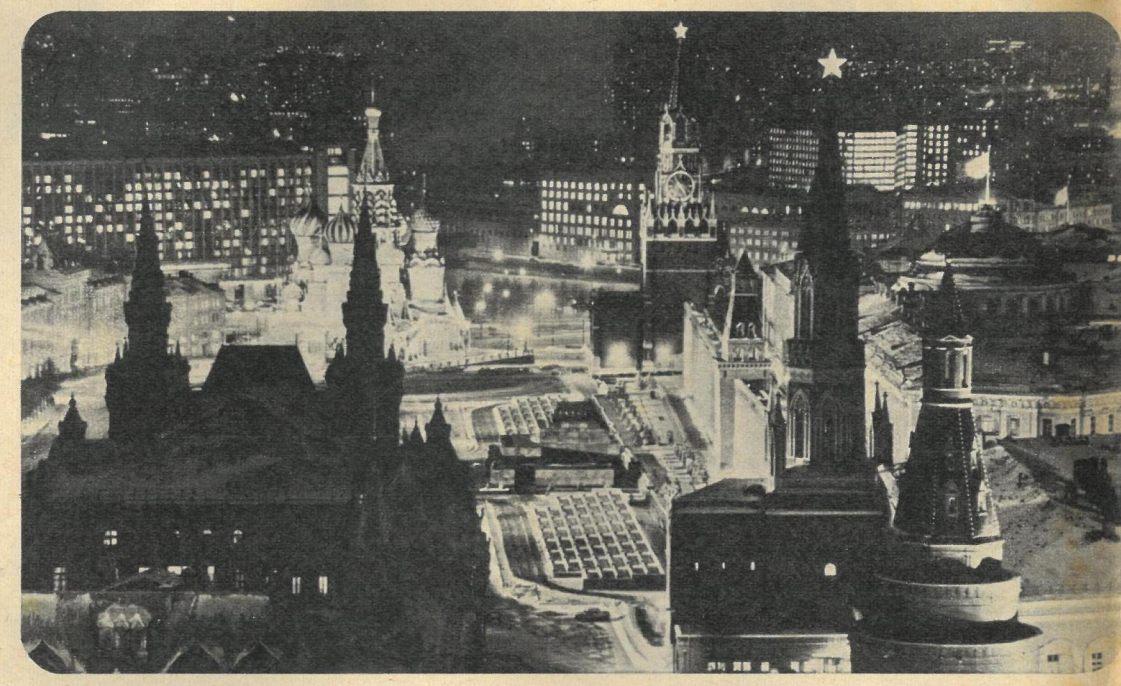
REDAKTION: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94, Fernschreibsammelnummer: 011 48 54, Telefon über 2440, Redaktionskollegium: Chefredakteur: Joachim Umann, Stellv. Chefredakteure: Inge Albrecht, Günter Bonow, Red.-Sekretär: Georg Walter, Wissenschaft: Heinz Bartel, Chefreporter: Hans Frosch, Politik und Wirtschaft: Wolfgang Scheel ✲ Gestaltung: Horst Wustrau, Bild: Volkmar Billeb, Kultur: Jürgen Geitner, Leserprobleme: Gisela Reller, Reportage: Barbara Karadshow, Nachrichtenmagazin: Ina Stritzke, Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz, Moskauer Büro: Günther Wolfram, Elisabeth Klutschewskaja. Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Verlag: Berliner Verlag, Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500405. Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Str. 28—31, PSF 29, Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und deren Zweigstellen in den Bezirken der DDR (Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß für dieses Heft:

31. 10. 1977

★ MOSKAUER MOMENTE

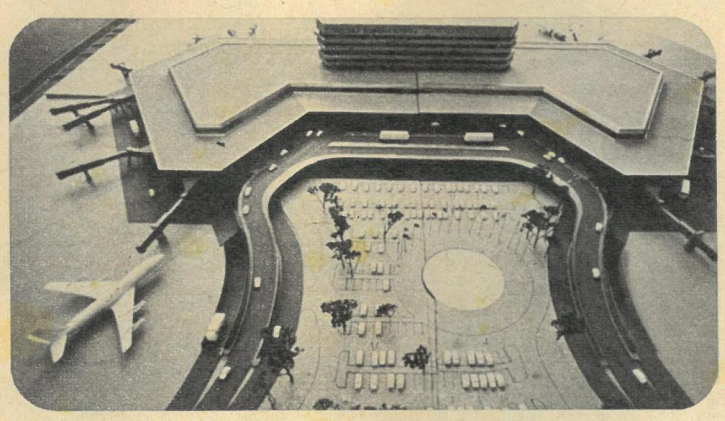


Verliebte . .

Zweisamkeit im Großstadtgewimmel — da soll man nicht stören. Ich bin auch gleich weiter, denn nicht Liebe, sondern Lüfte waren das Thema. Genauer: Luftbahnhof Scheremetjewo. Im Modell (Foto unten) habe ich mir angesehen, wie er sich zu Olympia 80 erweitert präsentieren wird. Zusätzliche Abfertigungshalle für stündlich 2100 Passagiere, Teleskop-Gangways, bequeme Zufahrt, genügend Parkplätze. Maximaler Service für die Gäste heißt das Ziel. ★

Brief aus dem Kreml

Bauarbeiter und Monteure bekamen dieser Tage einen Brief von Leonid Breshnew. Uns allen hier in der 7,8-Millionen-Metropole kommt zugute, wofür ihnen in dem Schreiben Anerkennung gezollt wird. Denn: Vorfristig übergaben sie die erste Ausbaustufe eines weiteren Trinkwassersystems, das über Kanäle und Stauseen mit einer Länge von insgesamt 350 Kilometern täglich 1 Million Kubikmeter Wasser zusätzlich aus dem Wasusa-Fluß in die Hauptstadt führt. ★



Testen Sie mal!

Metrofahren wird künftig noch angenehmer. Wir haben's ausprobiert, sind in einen der neuen Wagen gestiegen, die gerade im Linienverkehr getestet werden. Neu sind die Farben — zartblau, gelb und grün, und das Fahrgefühl: komfortablere Sitze, helleres Licht, verbesserte Ventilation. ★

Kleines Galerie-Gespräch

Staatliche Kunstgalerie am Moskwa-Ufer fertiggestellt! Als wir das hörten, wollten wir mehr wissen und baten Baudirektor Jewgenij Alexandrowitsch Pleschanow um ein Kurzinterview:

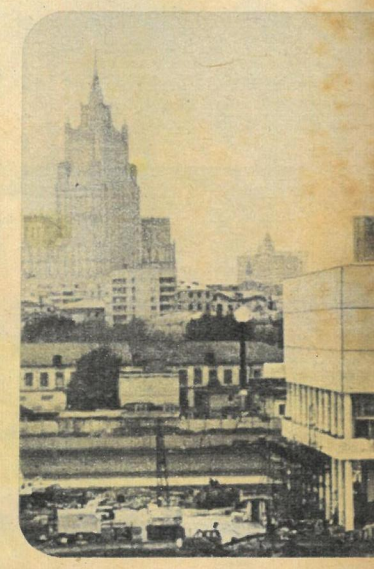
● *Heißt Fertigstellung zugleich Eröffnung?*

Das Gebäude (unser Foto rechts) ist vollendet. Doch bevor die Kunstwerke hierher, in die größte sowjetische Kunstgalerie, umziehen können, müssen wir in den nächsten Monaten alle technischen Apparaturen wie Elektrik, Thermoregulatoren, Be- und Entlüftung usw. — gründlich ausprobieren.

● *Was wird der Besucher hier finden?*

Eine repräsentative Sammlung zeitgenössischer bildender Kunst in den Ausstellungssälen auf einer Fläche von achttausend Quadratmetern. Außerdem werden periodische Kunstausstellungen im kleinen Pavillon zu sehen sein. Auf dem Freigelände am Flußufer kann man historische Baudenkmäler besichtigen und im Sommer Gartenplastiken inmitten der Natur. Ein interessantes Verkaufsangebot wird die große Kunsthandlung der Galerie bieten.

● *Vielen Dank, Jewgenij Alexandrowitsch. Wenn eröffnet wird. sind wir dabei!* ★

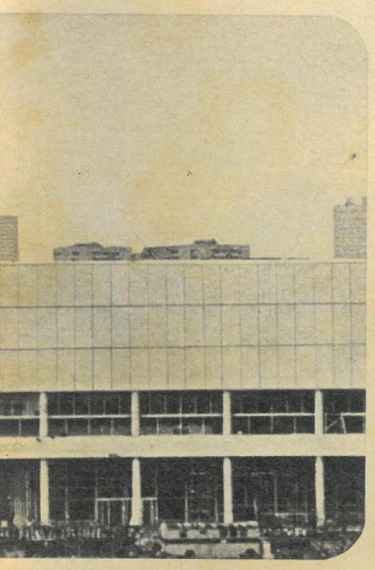


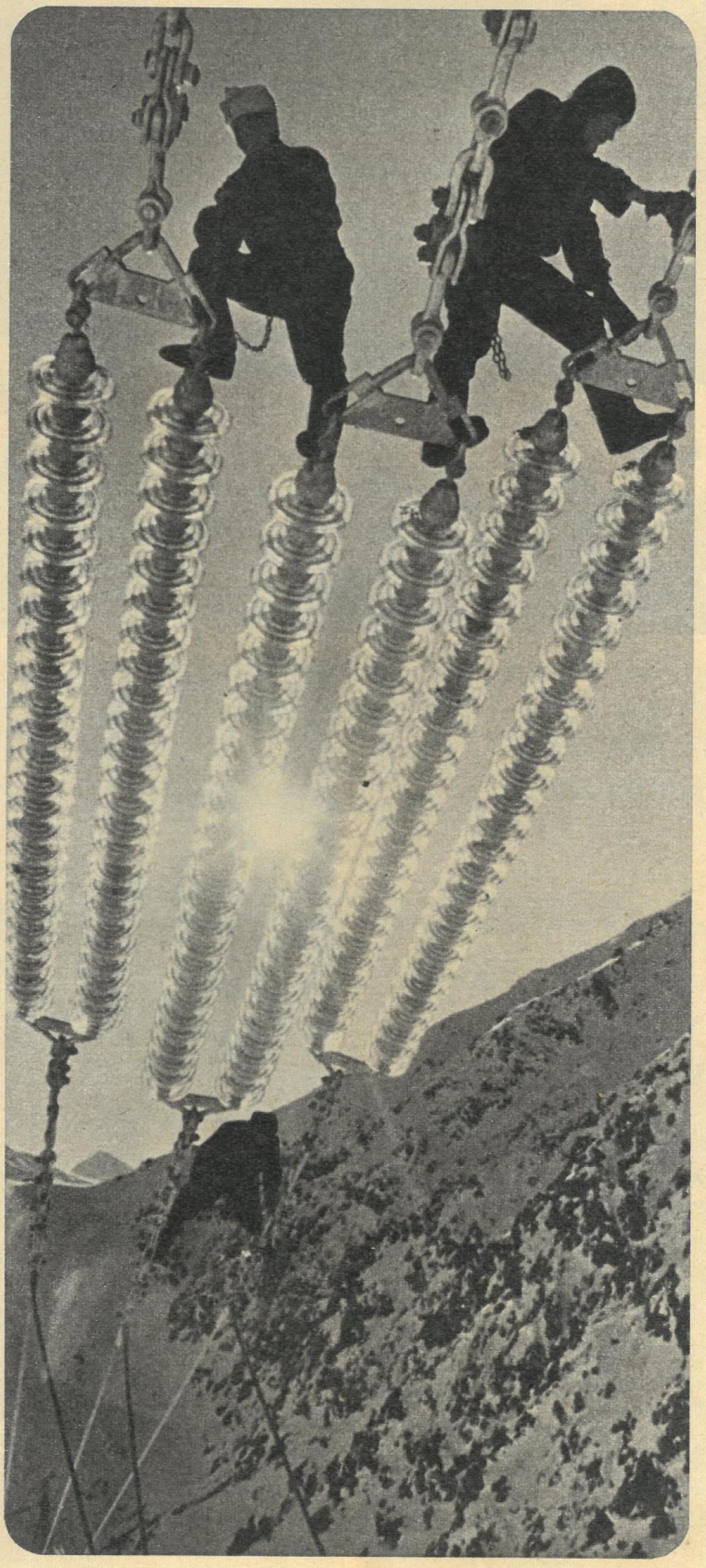
★ IM FOTO

Keine Spur von grauem November ... Farben, Feiern, Festtagsgäste und — Glückwünsche von überall. Alltag heißt Festtag derzeit in Moskau. Via Bildschirm sind wir ja dabei. Kurz vor dem Jubiläum war unser Korrespondent Günter Wolfram in der großen Stadt unterwegs, lernte Nikolai Sasonow kennen, sah Neues untertage, erfuhr aus erster Hand — bitte vormerken für Ihren Moskau-Besuch — von einer Galerie-Vollendung ...

Gratulation

Nikolai Sasonow! Unser Foto entstand, als der bescheidene und tüchtige Fachmann vom technischen Kundendienst der UdSSR-Staatsbank den DDR-Orden „Aktivist der sozialistischen Arbeit" erhielt. Dank für seine unermüdliche Einsatzfreude bei der Wartung von Buchungsmaschinen aus unserer Republik, mit denen in allen sowjetischen Sparkassen gearbeitet wird. ★





Himmelwärts ...

und dann wieder zu Tal, über tiefe Schluchten und steile Felsen ziehen Monteure Hunderte Kilometer Hochspannungsleitungen durchs Tienschan. Seiltänzern gleich arbeiten sie in schwindelerregender Höhe — und das nicht nur bei Sonnenschein. Der billige Strom vom Wasserkraftwerk Toktogul soll so schnell wie möglich in die jungen Städte und auch die entlegensten Aule Kirgisiens kommen. Die Republik erzeugt heute doppelt soviel Elektroenergie wie das vorrevolutionäre Rußland.

★ FÜR SIE

Vom Sehen-lernen

Zu meinem Titelbild

Es ist bei uns alltäglich, daß sich — und nicht nur auf der VIII. Kunstausstellung in Dresden — der Maler und die Besucher zusammenfinden, um über sein Bild und damit auch über sein Anliegen miteinander zu sprechen. Heute betrachten Sie eine Zeichnung von mir, die einmal nicht an der Wand hängt. Sie ist der Titel dieses FREIE WELT-Heftes zum 60. Oktoberjubiläum. Oft werde ich in Diskussionen gefragt, wer wohl Pate gestanden hätte bei diesem oder jenem Porträt. Erinnern mich die Gesichter auch hier an bestimmte Menschen, denen ich einmal begegnet bin? Bei dem jungen Arbeiter mit der Auszeichnung an der Jacke muß ich es bejahen. Er trägt die Züge von Wassili Konsarenko. Beim Hochofenabstich in Kriwoi Rog fiel er mir auf. Ein flinker Junge und nicht nur ein guter Arbeiter. Er ist angehender Student der Metallurgie. Im Grunde aber fließt bei all meinen Arbeiten doch etwas von mir mit ein, von der Summe meiner Eindrücke und Erkenntnisse. Zwei Generationen wollte ich diesmal zeigen, für die das Zeichen des Sowjetsterns steht. Der Kämpfer der Revolution war damals so alt wie Wassili heute. Und sicher habe ich solche wie ihn kennengelernt. Damals in den Antifalagern zum Beispiel, wo Bolschewiken mich, den Kriegsgefangenen, sehen lehrten, auch später bei meinen Studienreisen — in Moskau, an der Angara, in Leningrad. Es lag nicht in meiner Absicht, die beiden auf dem Titelbild besonders wuchtig zu zeigen. Sie hervorzuheben. Es sind jene schlichten Menschen, denen ich begegnet bin. Von denen die Revolution gemacht wurde und die heute den Kommunismus aufbauen — selbstbewußt und bescheiden, opferbereit und optimistisch, die Traditionen des Roten Oktober als lebendige Gegenwart betrachtend. Es ist noch nicht lange her, als mir so richtig deutlich wurde: Donnerwetter, auch du bist ja in diesem Jahr 60 geworden, bist in dieses Zeitalter hineingewachsen. Natürlich bin ich dabei keine Ausnahme. Viele Menschen zählen die gleichen Lebensjahre. Und viele, sehr viele meiner Generation setzen, jeder an seinem Platz, ihr Wissen und ihre Erfahrungen für unsere neue Gesellschaft ein, geben sie an die jungen Menschen unseres Landes weiter.

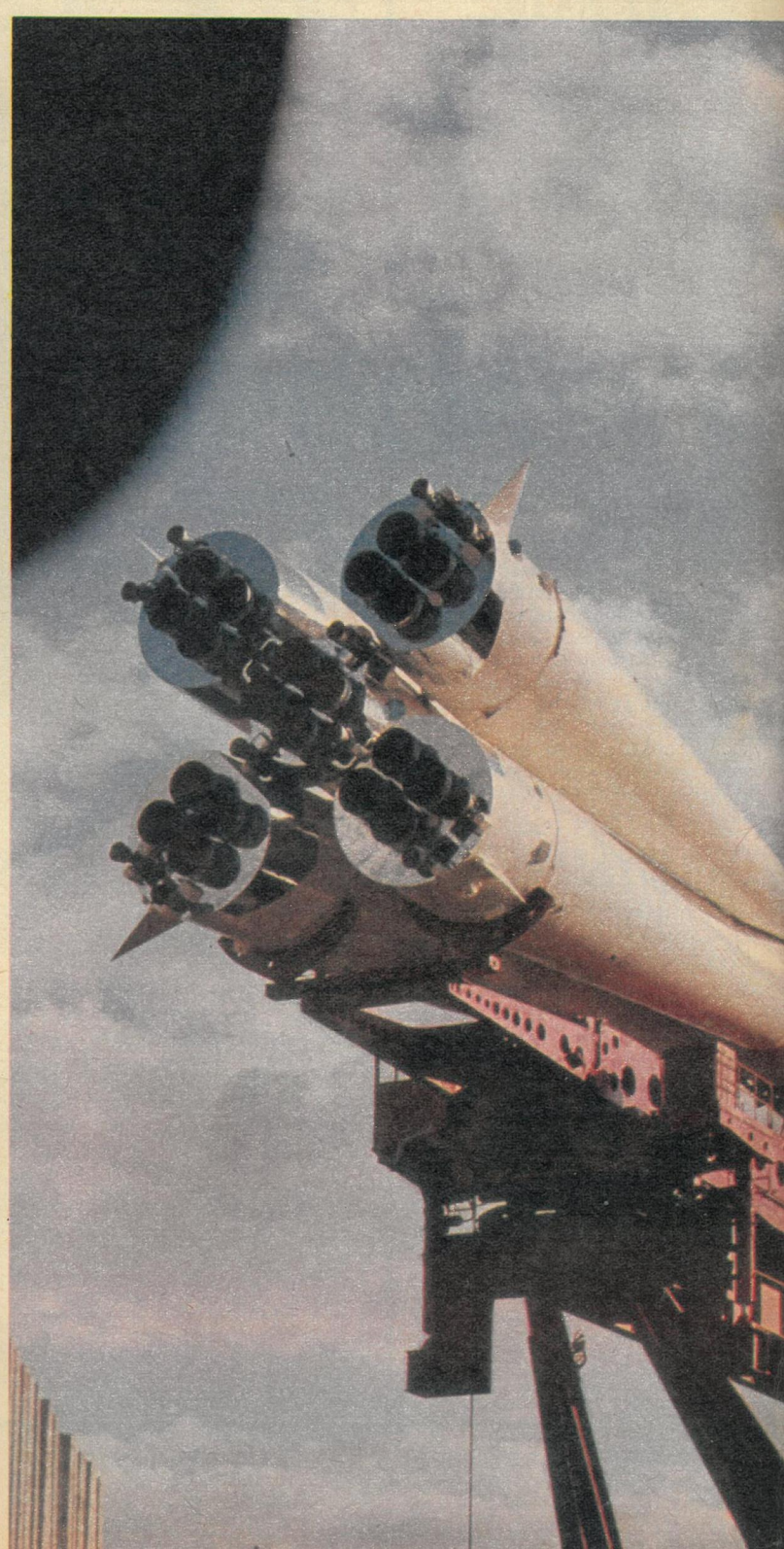
K. E. Müller

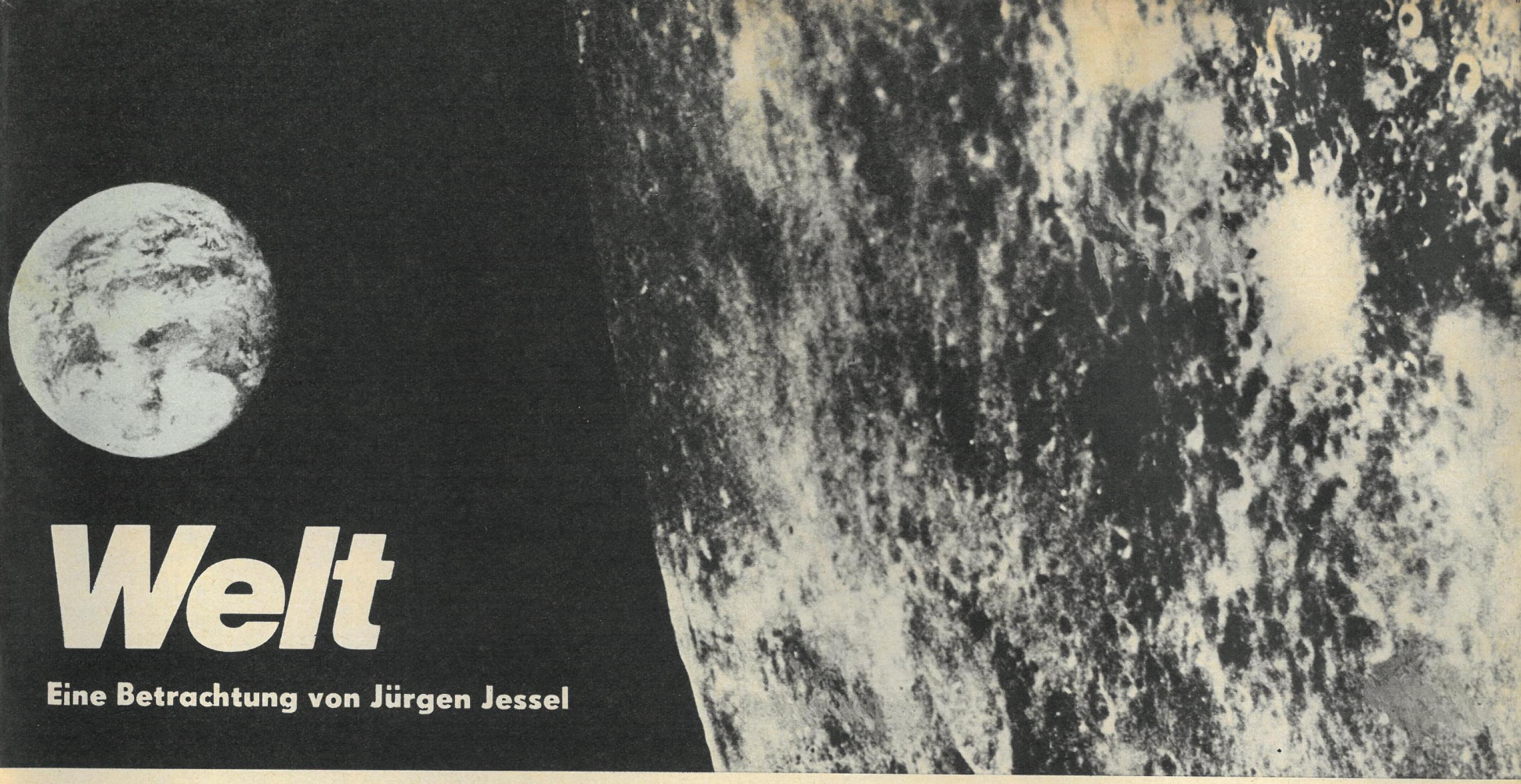
Karl Erich Müller

Petrograd, Oktober 1917

Vier Milliarden Jahre, nachdem im Urozean Aminosäuren entstanden, ohne die es kein Leben auf der Erde gäbe, eine Million Jahre, nachdem affenähnliche Wesen sich mit tastenden Schritten aus dem Tierreich entfernten, stürmten bewaffnete Männer in einer dunklen Herbstnacht ein Schloß am Ufer des Flusses Newa. Gestürmt zu werden, war das Schicksal der Schlösser, seit es sie gab, weil niemals die darin wohnten, die sie bauten.

Die verwandelte

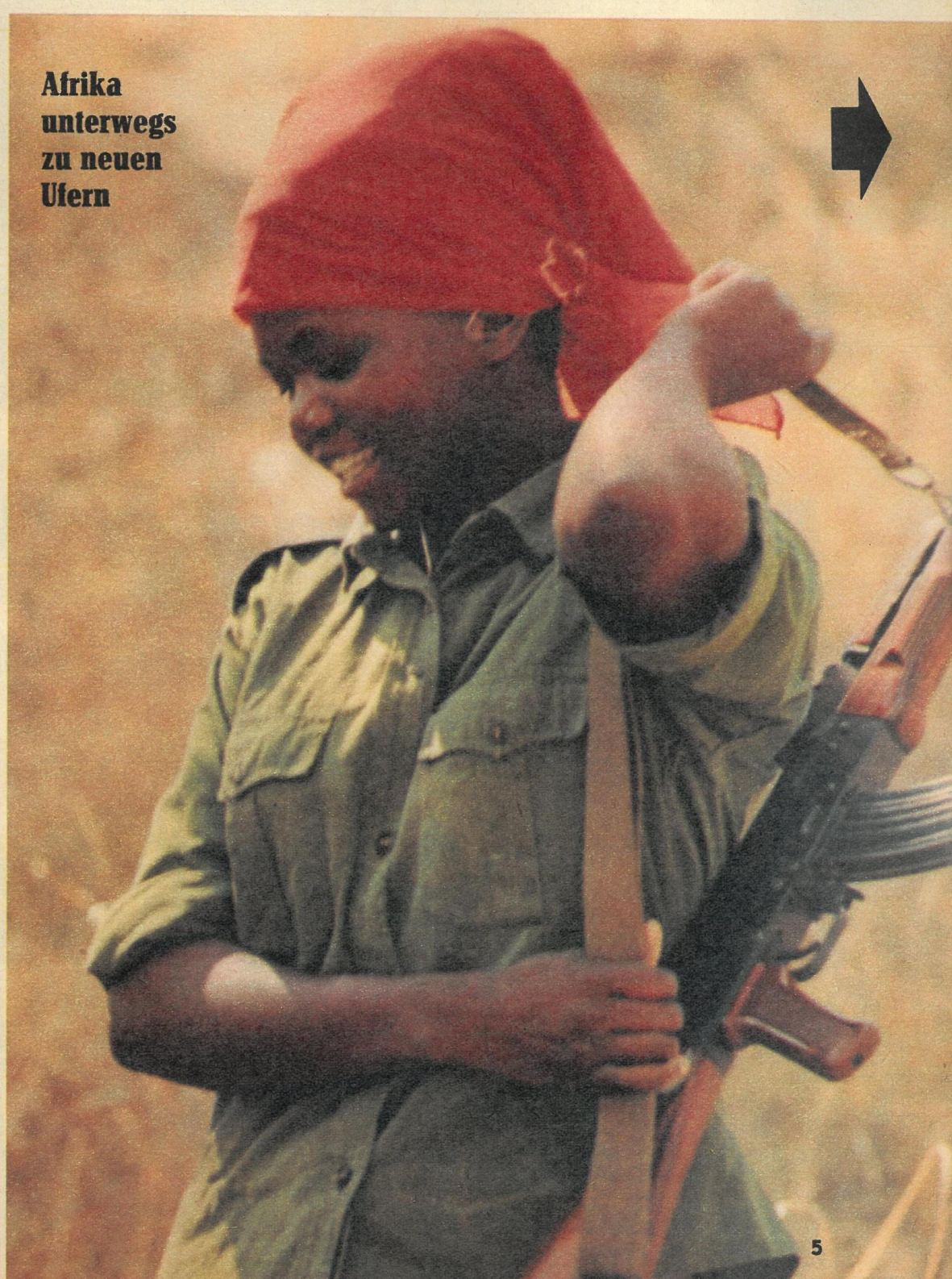




Welt

Eine Betrachtung von Jürgen Jessel

Der Revolution sind Flügel gewachsen



Afrika unterwegs zu neuen Ufern

Anachronismus Nordirland:
Der Rest des britischen Empire

Die verwandelte Welt

Unter den Linden: Ein Kaiser, sechs Söhne – am Ende zehn Millionen Tote

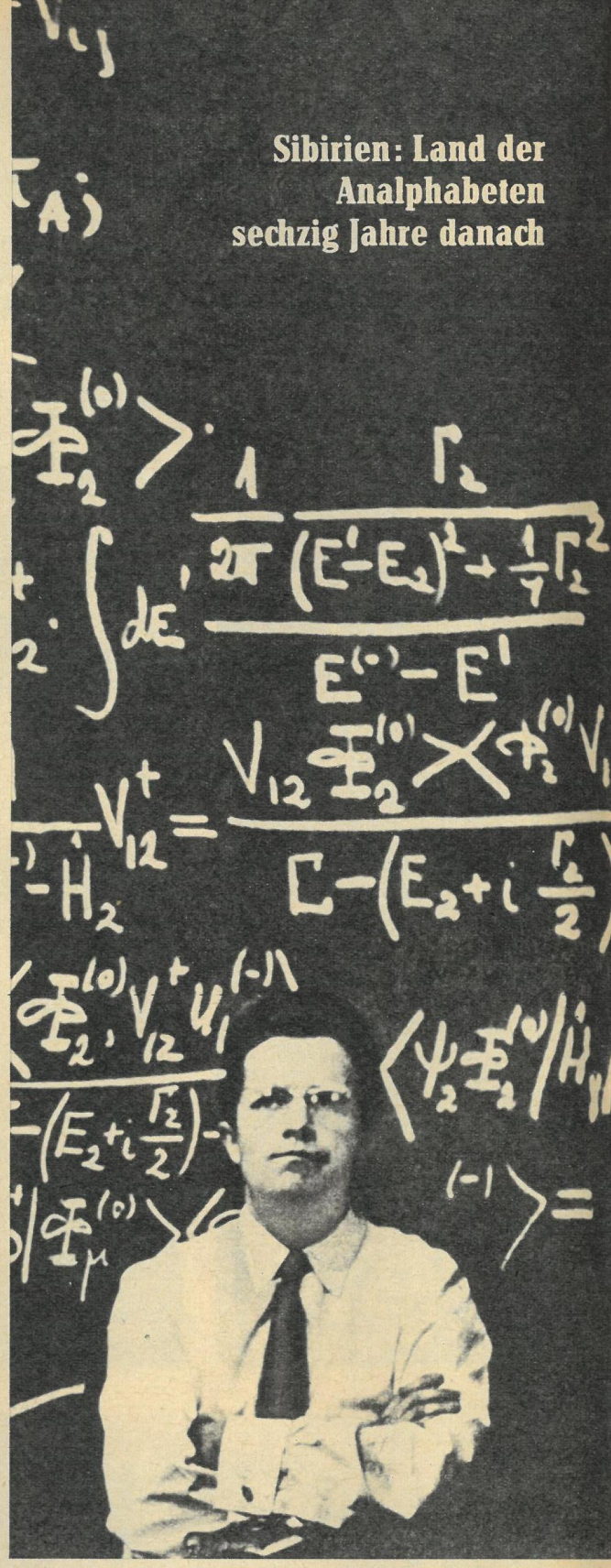
Nürnberg:
Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch
(Brecht)

Hundert Jahre nach Marx:
Sozialismus auf deutschem Boden

Südafrika:
Es wird nicht bleiben,
wie es ist

**Berlin 1945:
Die Rache fand
nicht statt**

**Hiroshima 1945:
Aus Wölfen
werden
keine Schafe**



**Sibirien: Land der
Analphabeten
sechzig Jahre danach**

Die verwandelte Welt

Sowjetmacht nicht mehr allein

Sieger in Saigon: Ein Zeitalter geht zu Ende

Die verwandelte Welt

Der Sturm dieser Petrograder Oktobernacht des Jahres 1917 flaute nicht ab wie andere Stürme vor ihm. Seit sechs Jahrzehnten weht er durch unser Jahrhundert und treibt die Welt voran. Zwar trudelte der Planet Erde, dessen abgeplattete Kugelgestalt noch kein menschliches Auge gesehen hatte, am nächsten Morgen wie eh und je mit einer mittleren Geschwindigkeit von 29,8 Kilometern pro Sekunde um die Sonne, drehte sich dabei um die eigene Achse und kreiste zugleich mit dem Sonnensystem, in jeder Sekunde 220 Kilometer zurücklegend, um das Zentrum der Milchstraße. Zwar taten die Menschen, falls sie die Nacht überlebt hatten, was sie alle Tage getan hatten: arbeiteten, liebten, schossen aufeinander, starben. Aber die Welt war am Morgen nach jener Nacht nicht mehr dieselbe wie am Abend zuvor, und sie ist seitdem nie wieder dieselbe geworden.

Keine besonderen Vorkommnisse

Als das neunzehnte Jahrhundert endet, herrschen über den eurasischen Landblock die Romanows, die Habsburger, die Hohenzollern und die Ottomanen, und ihre Macht scheint unerschütterlich. Auf dem britischen Thron sitzt, achtzigjährig, immer noch Queen Victoria, auf dem österreichischen seit einem halben Jahrhundert der senile Franz Josef, auf dem deutschen der größenwahnsinnige Wilhelm, auf dem russischen der beschränkte Nikolaus. In einem Bauernhaus des sibirischen Dorfes Schuschenskoje sitzt der verbannte Sträfling Wladimir Uljanow und schreibt den Entwurf eines Parteiprogramms.
Als sich das alte Jahrhundert neigt, haben sich eben Rußland den Rest von Turkestan, Großbritannien den Sudan, Frankreich das ferne Laos, Japan das chinesische Formosa einverleibt. Spanien, die Weltmacht des 16. Jahrhunderts, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, sinkt endgültig in die Ohnmacht zurück: Nach verlorenem Krieg müssen die Entdecker Amerikas den USA die Phillippinen, Puerto Rico und Kuba überlassen.
Der russische Zar schließt sämtliche Universitäten seines Reiches und steckt dreitausend aufsässige Studenten ins Gefängnis. Im chinesischen Itschau landet das deutsche Kriegsschiff „Gefion“ und stellt, wie offiziell verlautet, „unter Zerstörung von drei benachbarten Dörfern die gestörte Ordnung in dieser Gegend wieder her“.
An der Jahrhundertwende erhebt sich der Eiffelturm über Paris, Lilienthal ist geflogen und abgestürzt, Schleich hat die örtliche Betäubung entwickelt, Nansen mit seinen Hundeschlitten fast den Nordpol erreicht, Taylor sein Rationalisierungssystem ausgeheckt, das den Arbeitern die Kontrolleure mit den Stoppuhren auf den Nacken setzt, Winnetou und Sherlock Holmes sind auf die Menschheit losgelassen. Außerdem ist Band III des „Kapital“ erschienen.

Das Geschäft floriert

Das neue Jahrhundert beginnt, der Fortschritt ist nicht aufzuhalten: In Deutschland gestatten die Behörden, wenn auch vorerst nur in Baden, das Frauenstudium, in Paris verkehrt die erste U-Bahn, Morgan gründet seinen Stahltrust, Korea wird japanisch, Bosnien und Herzegowina österreichisch, der Kongo belgisch, Marokko französisch, Lybien italienisch, und bei dieser Gelegenheit fällt aus einem italienischen Flugzeug die erste Fliegerbombe der Weltgeschichte. Niedergeschlagen werden Aufstände in China, Rußland, Indien, Spanien, Irland, Mexiko und verschiedenen Teilen Afrikas. In Leipzig erscheint die Zeitschrift „Iskra“, herausgegeben von dem ehemaligen Sträfling Uljanow.
Weit hat es die Menschheit gebracht, als das Jahr 17 näherrückt: Erfunden sind Fahrradfreilauf, Aspirin und Braunsche Röhre, Staubsauger, Rasierklinge, Ultramikroskop, Neonlicht, Echolot, Höhensonne, EKG und Fließband, entdeckt Radioaktivität und Malariaerreger, Blutgruppen und kosmische Strahlung. Freud hat die Psychoanalyse in die Welt gesetzt, Planck seine Quantentheorie formuliert, Einstein seine Relativitätstheorie. Der Panamakanal ist fertig, Hollywood entsteht, die Tour de France rollt, Fords erste Autofabrik floriert. Geschrieben sind Thomas Manns „Buddenbrooks“, Gorkis „Mutter“, Rilkes „Stundenbuch“, Lehárs „Lustige Witwe“, Mahlers Es-Dur-Sinfonie, und von den zehn Millionen Toten des ersten Weltkrieges haben die meisten ihr Ende schon hinter sich, ohne örtliche Betäubung, versteht sich.

In der Schweiz schreibt der russische Emigrant Uljanow, genannt Lenin, sein Buch „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“, in dem er seine neue Theorie der sozialistischen Revolution entwickelt. Und dann ist das Jahr 1917 da.

Der letzte Hubschrauber

Dem Schloß in Petrograd geschah in jener Oktobernacht so gut wie nichts. So präzise schossen die alten Kanonen der Peter-Pauls-Festung nicht mehr. Ein paar Kratzer am Gesims, eine zerschlagene Fensterscheibe, das war alles. Aber die Erde bebte, und sie hat seitdem nicht mehr aufgehört zu beben. Die Welt war verwandelt am nächsten Morgen, sie wußte es nur noch nicht.

Als unser Jahrhundert begann, pflegten Kaiser und König Kanonenboote, in ernsteren Fällen wohl auch einen Kreuzer auszuschicken, um in irgendeiner unbotmäßigen Weltgegend die „gestörte Ordnung“ wiederherzustellen. Als unser Jahrhundert seine Mitte überschritten hatte, entsandte eins der größten und reichsten aller Länder 2,1 Millionen Soldaten, dazu Kriegsschiffe und Bombenflugzeuge die Menge, um eines der kleinsten und ärmsten Völker dieser Erde zur Räson zu bringen, und jeder getötete Habenichts kostete den amerikanischen Steuerzahler 50 000 Dollar. Am Ende stand noch ein Hubschrauber, der allerletzte, auf dem Dach der amerikanischen Botschaft in Saigon, und die letzten GI's warfen die letzten Koffer durch die Luke, bevor sie selbst hinterhersprangen.

Was wäre aus Vietnam geworden ohne die Oktoberevolution?

Was die Oktoberrevolution der Welt gegeben hat

Den Beweis hat die Revolution geliefert, daß möglich ist, was zuvor als unmöglich galt: Die Köchin, um ein Wort Lenins zu benutzen, kann den Staat regieren. John Reed erzählt, wie er am Tag nach der Revolution in den Smolny kam und in einer Ecke einen blassen, unrasierten, unausgeschlafenen Mann fand, der mit einem Bleistiftstummel etwas auf einen Briefumschlag kritzelte – das war der Mann, der die Finanzen des Staates in seine Hände nehmen sollte. Seine Qualifikation für diese Aufgabe beschränkte sich auf Erfahrungen, die er während seiner vorübergehenden Tätigkeit in der Buchhaltung einer Bank sammeln konnte ... Hatte jemals zuvor ein Arbeiter einen Betrieb geleitet? Diese Kunst erwies sich als erlernbar. Rußland kam ohne Rjabuschinski aus – warum sollte es woanders nicht ohne Krupp und ohne Morgan gehen?
Den Weg ist die Revolution gegangen, der zum Sozialismus führt: auf keiner Karte vorgezeichnet, auch bei Marx keine Gebrauchsanweisung, keine Rezepte. Die Revolution bahnte den Weg, richtiger: sie schlug ihn frei durch einen Urwald von Vorurteilen, Zweifeln, Unwissenheit, Bosheit, Dummheit, Feindschaft, und alle, die später kamen, fanden den begehbaren Weg samt den Warnschildern vor Irrwegen, die Theorie des Wegebaus und die praktische Hilfe derer, die vorangegangen waren.
Sonst hat die Revolution der Welt nichts gegeben?
Vor dem Rückfall in die Barbarei hat sie die Menschheit bewahrt: Wer hätte dem Faschismus widerstanden, wenn sie zerbrochen wäre? Auch andere haben gekämpft, und niemand will ihre Verdienste schmälern. Aber die Amerikaner sind in Paris einmarschiert, als die Wolga längst wieder friedliche Etappe war, und anders hätten sie die Champs-Élysées nie zu sehen bekommen.

Hoffnung hat die Revolution der Welt gegeben, Hoffnung, daß der dritte Weltkrieg, der Krieg der entfesselten Atome, nicht stattfindet. Das Kapital – das deutsche voran, versessen auf den „Platz an der Sonne“ – entzündete den ersten Weltkrieg, und die Widerstand geschworen hatten, Sozialdemokraten aller Länder, fielen ihnen nicht in den Arm, sondern in die Arme – mit Ausnahme derer, die drei Jahre später die rote Fahne auf das Zarenschloß pflanzten. Als sie ihre Zeit für gekommen hielten, unternahmen Deutschlands Monopole ihren zweiten Anlauf auf die Weltherrschaft, und die Revolution war noch nicht stark genug, sie zu hindern. Heute läßt die Revolution den Mächten der alten Welt nur noch die Wahl zwischen Koexistenz und Untergang.

Was es ohne die Oktoberrevolution nicht gäbe

Zuerst und vor allem keinen Sozialismus vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee, von der Elbe bis zum Japanischen Meer, vom Eismeer bis zum Indischen Ozean. Kein freies Kuba vor Washingtons Haustür, mit einem Wort: kein sozialistisches Weltsystem, das die Machtverhältnisse dieser Erde in dreißig Jahren so gründlich verändert hat. Auch diese unsere Republik gäbe es nicht, die kom-

Auch ich bin Amerika

Die verwandelte Welt

promißlos und unwiderruflich mit jenem Ungeist der deutschen Vergangenheit gebrochen hat, jenem Wesen, an dem die übrige Welt genesen sollte, was beim ersten Versuch zehn, beim zweiten 55 Millionen Menschen das Leben kostete ... Auch Afrikas Landkarte sähe nicht aus, wie sie heute aussieht: 1917 zwei nicht von Weißen regierte Staaten, Liberia und Äthiopien, dazu Südafrika, der ganze große Rest Kolonien. 1977 sind Frankreich von 11,3 Millionen Quadratkilometern ganze 2510 geblieben, Großbritannien von 9 Millionen 200 (Südrhodesien nicht mitgerechnet), Spanien von 295 000 nur 31,3, Belgien nichts, Portugal nichts, Italien nichts.

Ohne die Oktoberrevolution gäbe es nicht Chinas Revolution und nicht den ganzen faulen Zauber der „Sozialpartnerschaft" und nicht einmal die Anweisung des Außenministeriums in Washington an einen seiner Botschafter in Afrika, demonstrativ an der Beisetzung eines von weißen Rassisten ermordeten einheimischen Freiheitskämpfers teilzunehmen.
Oder will jemand leugnen, daß die chinesische Revolution, gleichgültig was Mao und andere später aus ihr gemacht haben, den Spuren des Oktober gefolgt ist? Will jemand bestreiten, daß die Gewerkschaftsbosse der westlichen Welt, die gewöhnlich auf die Revolution spucken, sich tausendfach auf die Revolution berufen – auf die „drohende Radikalisierung", wie sie es nennen – um ein paar Pfennige mehr Lohn herauszuschinden? Will jemand behaupten, die Regierung der USA würde die Apartheid-Politik auch nur in Worten kritisieren, wenn der Sozialismus lediglich in der Theorie existierte?
Man male sich für drei Minuten aus, in Moskau regiere statt der Sowjetmacht irgendein Nachfolger des entflohenen Rechtsanwalts Kerenski, man lasse den Blick einmal rund um den Globus laufen, und man weiß Bescheid.
Neunmalkluge behaupten, die Oktoberrevolution sei damals überflüssig gewesen und für die Zukunft Rußlands erst recht, Zivilisation, Wissenschaft und Technik hätten auch ohne Revolution das Ihre getan. Was, darf man fragen, hat den Zaren gehindert, zu seiner Zeit schon dem Analphabetentum der Usbeken, der Kasachen und Kirgisen – von dem der Russen zu schweigen – ein Ende zu setzen? Wie kommt es, wird man fragen dürfen, daß es jenseits der asiatischen und kaukasischen Grenzen der Sowjetunion immer noch von Analphabeten wimmelt? Vermutlich gäbe es in Moskau heute auch ohne Oktoberrevolution Computer und Düsenflugzeuge und Raketen. Die Frage ist nur, welchen Gebrauch Kerenskis Nachfolger von alledem machen würden. Und: was hätten andere mit ihren Raketen längst riskiert, wenn über dem Kreml und von Wladiwostok bis vor die Tore Hamburgs keine roten Fahnen wehen würden?

Was die Oktoberrevolution nicht verhindern konnte

Aus einem Bericht der BRD-Zeitschrift „Stern":
„Okay, Rekruten", sagte Sergeant Allen. „Ich werde euch sagen, was ihr mit dieser Waffe tun werdet, wenn wir aus euch Jämmerlingen erst Männer gemacht haben. Ihr werdet mit diesem Bajonett euren Feind hübsch aufschlitzen, ist das klar?"
„Ja, Sir", brüllten die Rekruten.
„Ihr werdet töten, Rekruten, töten, töten! In Vietnam, in der Tschechoslowakei, in Deutschland oder in welches verdammte Land ihr auch immer geschickt werdet, ist das klar?"
„Ja, Sir!"
Aus einem Augenzeugenbericht des amerikanischen Armeefotografen Ronald Haeberle über seine Erlebnisse in Vietnam:
„Dann entdeckten die Soldaten eine Gruppe von Müttern mit ihren Kindern, zumeist halbwüchsigen Töchtern. Einer der Männer griff sich ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, zog es aus und sagte: ‚Wollen doch mal sehen, woraus du gemacht bist.' Die Mutter wollte ihre Tochter schützen. Die Kerle stellten ihr M-16 auf Automatik und entleerten jeweils ein ganzes Magazin in die Frauen ... Die Soldaten waren ganz bei der Sache. Sie zeigten keine menschlichen Regungen."
Aus dem Bericht einer Expertengruppe der UNO-Menschenrechtskommission:
Im Dorf Mbola in Moçambique gibt es fast keine Frauen mehr. Die portugiesischen Kolonialsoldaten haben alle umgebracht, auch die Schwangeren. Einer von ihnen erklärte: „Wenn man die schwangeren Frauen leben läßt, wird man nie mit der FRELIMO fertig." Inzwischen ist die FRELIMO mit den Mördern fertiggeworden.

Seit 1945 haben auf dieser Welt etwa hundert Kriege stattgefunden. An jedem dritten waren die USA beteiligt.

Täglich sterben 80 000 Menschen an Unterernährung. Von 27 000 Kindern, die täglich in Afrika geboren werden, erleben 7000 ihren ersten Geburtstag nicht.
Mehr als vierzig Millionen Kinder im Alter zwischen sechs und fünfzehn Jahren müssen regelmäßig arbeiten, um zum Lebensunterhalt ihrer Familien beizutragen: in Asien 31 Millionen, in Afrika 6 Millionen, in Lateinamerika über 3 Millionen, in Europa 1,6 Millionen, in den USA fast 300 000.
Aus einem Bericht des USA-Magazins „Time":
„Das Neugeborene ... stieß unaufhörliche Schmerzensschreie aus. Sein in Schweiß gebadeter Körper bebte und zuckte. Zuweilen übergab sich das Neugeborene ... Die Mutter des Kinders nahm Narkotika, und das Baby litt nun unter dem Entzug der ‚Gewohnheit', die ihm in der Gebärmutter aufgezwungen wurde. Allein in New York City gab es im letzten Jahr mehr als 800 rauschgiftsüchtige Neugeborene."
Dies alles und manches mehr geschieht tagtäglich auf unserer Erde, aber es geschieht nur noch auf einem Teil der Erde, und dieser Teil wird immer kleiner.

Das Kapital – hat Marx im „Kapital" geschrieben – kommt zur Welt „von Kopf bis Zeh, aus allen Poren, blut- und schmutztriefend". Und so existiert es: „Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft, 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens."

In Nürnberg standen 1945 die Galgen bereit. Die den Profit kassiert hatten – an die siebzig Milliarden Mark – kamen noch einmal davon, wie dreißig Jahre später die Profiteure des Vietnam-Krieges, die, nach Berechnungen des Professors Suits von der Michigan-Universität, aus jedem Dollar 60 Cents Gewinn zogen. Es müssen also nicht unbedingt 300 Prozent sein. Mr. Fitzgerald, seinerzeit im US-Kriegsministerium verantwortlich für die Ausrüstung der Luftwaffe mit den modernsten Waffensystemen, gestand: „Ich habe bei den Rüstungsindustriellen erlebt, daß sie lieber einen Krieg wollen als keine Militäraufträge."

Da hat sich seit Marx und auch sechzig Jahre nach der Oktoberrevolution nichts geändert. Allerdings hat die Revolution sich nie die Aufgabe gestellt, aus Wölfen Schafe zu machen.

Die Wahl

Eine Analyse von neunzig italienischen Schulbüchern ergab, daß die Kinder vom ersten Tag an in eine zuckersüße, verlogene, irreale Welt versetzt werden, eine Welt der Illusionen, „die aus blühenden Wiesen und kleinen Häuschen, Anemonen, Primeln und Kolibris besteht ... Arme Leute existieren so wie Eichhörnchen oder Pinguine ohne Kausalzusammenhänge, und es besteht für sie auch gar keine Hoffnung, aus dieser Situation herauszukommen."

Ein Blick auf Italiens politische Landschaft und die Wahlresultate der Kommunisten beweist, daß die armen Leute die Kausalzusammenhänge zwischen ihrer Armut und dem dolce-vita-Luxus einer Minderheit durchaus erkennen und keineswegs bereit sind, für alle Zeiten ihr Schicksal hinzunehmen wie Eichhörnchen oder Pinguine. Für diesen Fall – daß die Verdummung durch Schulbücher, Film, Fernsehen und alle sonstigen herkömmlichen Narkotika eines Tages endgültig versagt – halten die Manipulatoren als letztes Mittel die große Superdroge in der Hinterhand: Gehirnkontrolle durch chemische Präparate. Den Opfern geschieht fast nichts: Sie verlieren nur ihren eigenen Willen. Drogen solcher Art existieren nicht nur in science-fiction-storys, sie lagern griffbereit in den Magazinen der US-Army, amerikanische Konzerne arbeiten an ihrer Vervollkommnung. Das Hudson-Institut malt die Perspektive der Menschheit so: „Viele Menschen werden vielleicht ihre Zeit in einem Zustand der Betäubung durch Drogen verbringen, völlig dem Lebensraum angepaßt, der ihnen durch eine Computerberechnung zugewiesen worden ist."
Die Schreckenswelt manipulierter Ameisen oder der Kommunismus – das ist, lassen wir alles nebensächliche Wenn und Aber beiseite, die Wahl, vor der die Menschheit steht.

Kurs nach links

Eine in der BRD erscheinende Zeitschrift hat errechnet, daß 1948 elf Länder mit 10,6 Prozent der Erdbevölkerung kommunistisch regiert wurden. 1977 sei ihre Zahl auf 18 gestiegen, heißt es, hinzu kämen 28 Länder mit „sozialisti-

scher Prägung". In diesen 46 Staaten leben 38,6 Prozent der Erdbevölkerung. Das Blatt spricht von einem „Linksdrall" der Welt. Dem ist nicht zu widersprechen. Über den Begriff „sozialistische Prägung" ließe sich wohl streiten. Man weiß, daß mit dem Wort Sozialismus gelegentlich voreilig operiert, manchmal sogar bewußter Mißbrauch getrieben wurde. Aber wenn sich hier und dort schon die Feinde des Sozialismus mit seiner Fahne tarnen, müssen die Zeichen der Zeit tatsächlich auf Linkskurs stehen. Dabei sind Rückschläge unvermeidlich. Mit Niederlagen muß man rechnen. Aber es wird auch in Chile nicht bleiben, wie es heute ist. Die Revolution kann Niederlagen erleiden und kommt trotzdem voran. Die Konterrevolution kann Siege erringen und muß trotzdem zurückweichen, weil sie an einer unheilbaren Krankheit leidet. Als vor etwa zehn Jahren die professionellen Gesundbeter der alten Welt das Gespenst der Krise für alle Zeiten totsagten, setzte Leonid Breshnew die kommunistische Analyse dagegen: „Die der kapitalistischen Wirtschaft innewohnenden zerstörerischen Kräfte wirken weiter; sie wird also neuen Erschütterungen nicht entgehen." Und die Erschütterungen sind gekommen wie das Amen in der Kirche: die Krise der Währungen, die Absatzkrise, die Krise der Rohstoffe, die Energiekrise, dazu die moralische Krise, mit einem Wort – die Vertiefung der Existenzkrise des Imperialismus, für den es nur noch Atempausen, aber keine Genesung mehr gibt.

Die Revolution ist es, die den Schritt unseres Jahrhunderts bestimmt. Im Flattern der roten Fahnen, die heute noch auf den Plätzen vor den Palästen der alten Welt und noch nicht auf den Palästen wehen, im Lächeln des befreiten Afrika, das seinen Weg sucht, in der Empörung des unterdrückten Amerikaners, überall ist der Atem der Oktoberrevolution. Ob die Aufbegehrenden schon hinausblicken über Grenzen oder ob ihr Blick noch am Boden haftet, auf dem sie stehen, jenseits aller Widersprüche, aller Zweifel und Umwege, aller Rückschläge und Irrtümer: die Revolution, die unsere Welt, unsere ganze Welt verwandelt – tausendmal totgesagt, schmerzlich vermißt, ungeduldig erwartet, ist längst im Gange.

Aus dem Funken ist die Flamme geschlagen

Fotos: Chaldej, Gerbeth, Kalmykow, Detlev Steinberg, Willmann, APN, ZB (2), Archiv (9)

„Jugend-eseleien“

Da rufen Offiziere der Bundeswehr in einer Wiener Straße — genau: in der Judengasse — „Juden raustreten zum Erschießen“, andere üben symbolische Judenverbrennung, singen Nazi-Lieder und grüßen mit erhobenem Arm. Vorerst herrschte Schweigen in den Offiziershochschulen, obgleich die Vorgesetzten informiert waren. Doch als die Vorfälle schließlich an die Öffentlichkeit drangen und internationale Empörung hervorriefen, begann eine seltsame Geschäftigkeit. „Das Recht auf Jugendeseleien braucht man ihnen so wenig wie anderen Gleichaltrigen abzusprechen. Aber sie sind Leutnante. Sie werden also als reif genug beurteilt, um Soldaten führen zu können“, schreibt die BRD-Zeitung „Die Welt“. Die Schizophrenie ist ohnegleichen, die Heuchelei sucht ihresgleichen. Die Zusammenrottungen junger und alter Faschisten rufen nicht einmal das gespielte Mißfallen bestimmter Politiker und Medien hervor. Ihre Treffen werden sogar polizeilich geschützt. Der Neonazismus tritt publizistisch an die Öffentlichkeit. Die Vehikel ihrer Ideologie sind Zeitungen, Groschenhefte in Millionenauflagen und repräsentativ gestaltete Memoiren und Erinnerungen. In Geschäften liegen Hakenkreuzorden und Adolf-Hitler-Gedenkmünzen aus; „Mein Kampf“ ist schon für eine erkleckliche Summe zu erwerben. Es darf nicht vergessen werden, daß dieselben Kommentatoren, die nun Entrüstung spielen, vor nicht allzu langer Zeit die beiden Generale in Schutz genommen haben, die den Faschisten Rudel hofierten. Schließlich habe Rudel keine silbernen Löffel gestohlen, hieß es, sondern sich als tapferer Soldat Hitlers Verdienst erworben. Die Leutnante sehen in Rudel das vermittelte Sinnbild des deutschen Kriegers. Sie haben seine Sprache, seine Gesten, sein Weltbild übernommen. Ich glaube, man kann dem einen Offizier, der nach dieser Affäre resignierend feststellte, daß diese Symptome gesellschaftlicher Natur sind, nur recht geben.

Hans Bergmann

▲ **Sehenswert**

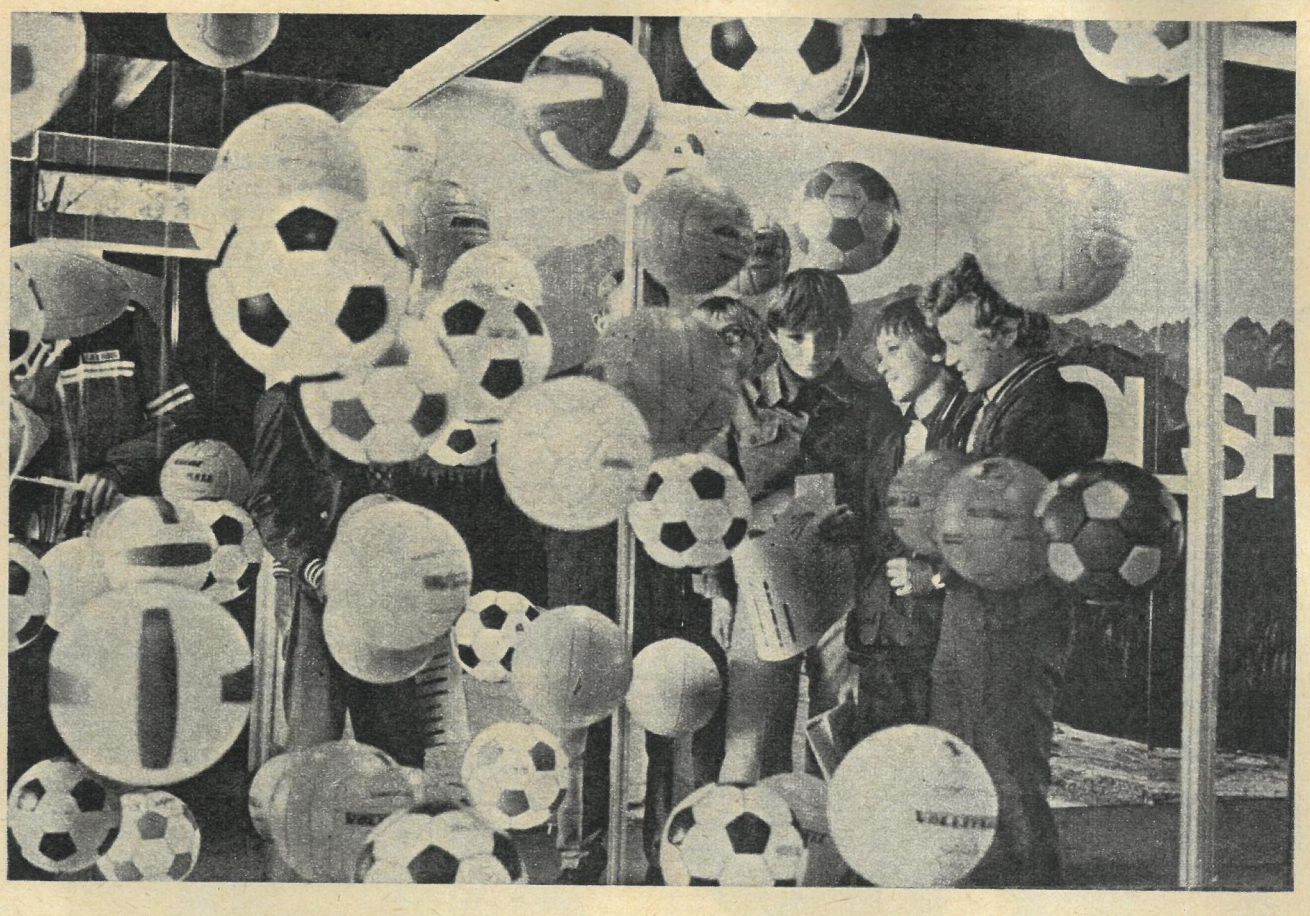
Geschenke

Diese Holz-Intarsienarbeit ist nur eines von über 280 000 Exponaten des künstlerischen Volksschaffens, die im Ergebnis einer Gemeinschaftsaktion entstanden, zu der der Nationalrat der Nationalen Front und der Zentralvorstand unserer Freundschaftsgesellschaft aufgerufen hatten. Rund 340 000 Bürger unseres Landes, Arbeitsgemeinschaften, Zirkel, Brigaden beteiligten sich. Und manch einer fügte seinem persönlichen Geschenk, bestimmt für einen Bürger der UdSSR, persönliche Gedanken an. „Sicher ist es ungewöhnlich, einen Menschen zu beschenken, den man nicht kennt“, schrieb die Hausfrau Christine Geißler aus Karl-Marx-Stadt. „Aber erkundigten sich denn sowjetische Menschen nach Namen und Adresse, als sie uns ihr erstes Getreide und ihre ersten Traktoren schickten, als uns ihre Spezialisten und Neuerer zum Erfahrungsaustausch besuchten?“ — „Als ich von der Aktion ‚Meinem besten Freund‘ hörte, kam mir der Gedanke“, schrieb Thälmann-Pionier Gerd Mey aus Suhl, „drei Kasperpuppen zu basteln und der Pioniergruppe der Klasse 5a der 36. Oberschule Kaluga, die auch meine Brieffreundin besucht, als Freundschaftsgeschenk zu schicken.“ — „Uns Arbeitern“, schrieb die Brigade Werkzeugbau des VEB Grubenlampe Zwickau, „bedeutet der Rote Oktober viel, weil wir von Freunden lernen konnten, wie man den Sozialismus aufbaut und damit das bessere Leben für die Menschen schafft.“ Rund 500 aus der Vielzahl persönlicher Geschenke, die zwischen Brest und Wladiwostok, zwischen Leningrad und Taschkent vieltausendfach Freude bereiten werden, sind gegenwärtig im Berliner Zentralhaus der DSF zu sehen.

H. G.

▼ Mit Blick Olympia ▶

Intersport '77 am Donau-Ufer



Das ist Jana, Sportstudentin aus Bratislava. Mit Mütze, Jersey, Tasche – geschmückt mit dem Olympiaemblem – und ihrem Charme (Foto unten) verbreitet sie einen Hauch Olympiaatmosphäre. Denn: Moskau '80 ist so weit nicht mehr. Diese von Jana präsentierte Kollektion war ein besonderer Anziehungspunkt auf der „Intersport '77 – Bratislava", Repräsentationsschau von Bedarfsartikeln für Sport und Touristik.

An der Intersport '77 – der fünften ihrer Art seit 1973 – beteiligten sich 17 Länder aus Europa und Übersee. Auf rund 10 000 Quadratmeter Ausstellungsfläche am Ufer der Donau bot sich dem Besucher eine bunte, abwechslungsreiche Palette von Geräten und Artikeln für den Leistungs- und Freizeitsport wie für die Touristik. Die diesjährige Ausstellung stand bereits ganz im Zeichen der Olympischen Spiele von Moskau. Viele der Exponate, wie Gewichtheberhanteln, Turngeräte, Fechtausrüstungen u. a., die am UdSSR-Stand vorgeführt wurden, kommen sicher 1980 in der Olympiastadt zum Einsatz. Für eine Neuentwicklung – Trefferanzeige beim Fechten – erhielten die UdSSR-Außenhandelsbetriebe Glawsportprom-Rasnoexport eine der begehrten Goldmedaillen.

Gold gab's auch für die von Jana vorgeführten Olympia-Souvenirs. Hersteller: SLOVSPORT Bratislava. Dazu František Letovanec, Direktor des Betriebes: „Mit dieser Kollektion sind wir bereits auf der Volkswirtschaftsausstellung in Moskau gewesen. Unsere sowjetischen Freunde fanden großen Gefallen an unseren Artikeln, so daß Vertragsabschlüsse von beträchtlichem Umfang zu erwarten sind. Wir werden also im Sommer '80 nicht nur mit unseren Sportlern, sondern auch mit unseren Souvenirs in Moskau vertreten sein."

Intersport '77 war aber nicht allein Ausstellung. Vertreter der RGW-Staaten trafen sich zu einer dreitägigen wissenschaftlich-technischen Konferenz, um die Produktion von Sport- und Touristikausrüstungen weiter zu koordinieren und zu verbessern.

Dieter Klaus

Theaterereignis ▶

„Tschapajew" jetzt in Berlin

Tschapajew, leidenschaftlicher Revolutionär und begabter Kommandeur im Kampf um den Sieg der Sowjetmacht – Titelheld in Furmanows weltbekanntem Roman, nach dem Horst Hawemann sein Stück schrieb, welches im Berliner „Theater der Freundschaft" jüngst seine Uraufführung erlebte. Die Musik schuf der sowjetische Komponist Wladimir Daschkjewitsch. Die Rolle des Tschapajew spielt Hans Oldenbürger (auf unserem Szenenfoto 2. v. l.), die seines politischen Kommissars Walter Plathe.

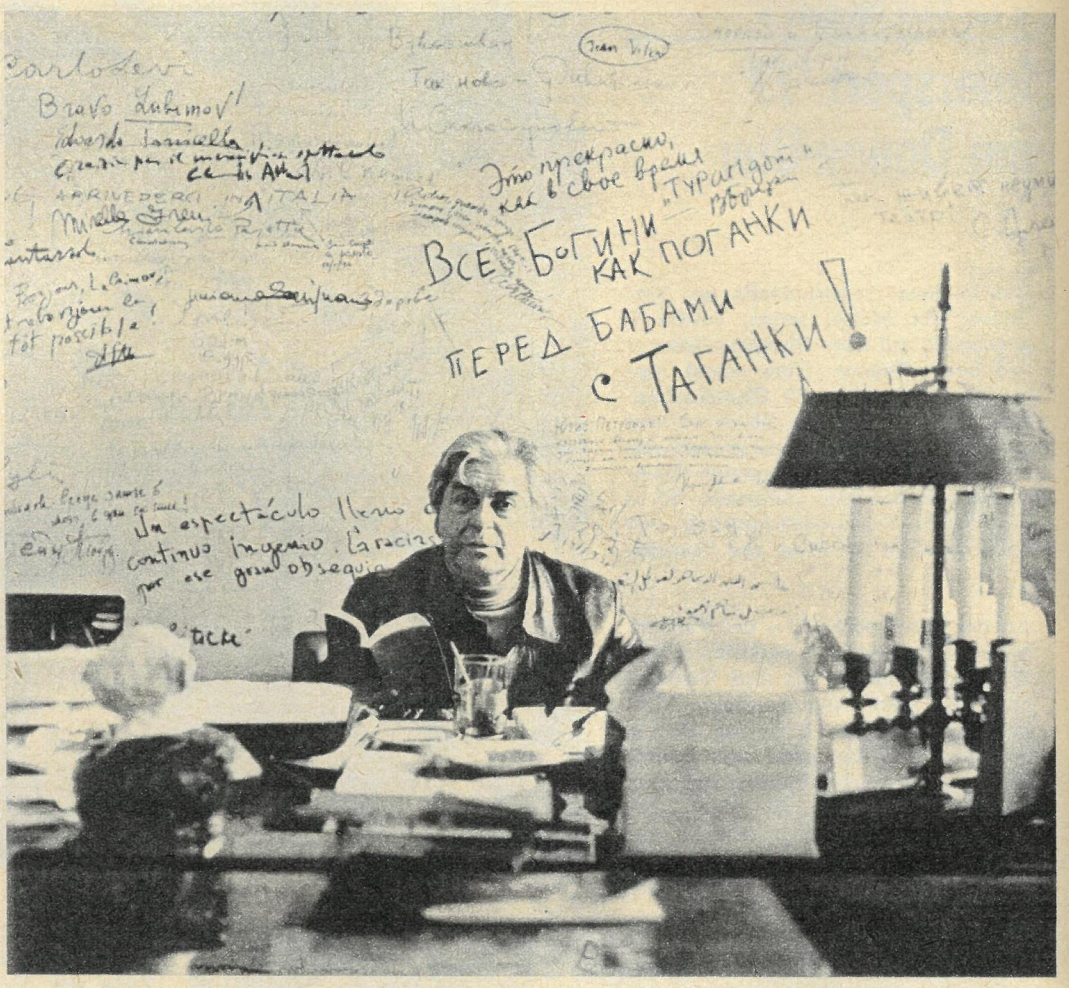
U. Weil

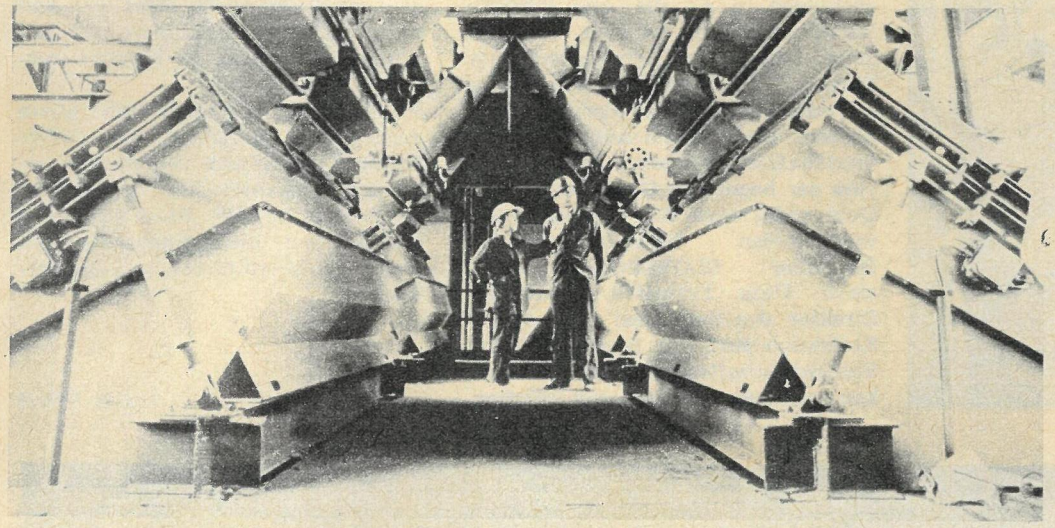
Ust-Ilimsk, Sibirien:

Theater an der Taganka

Auf Tournee nach Kuba

Karten für das Moskauer Theater an der Taganka zu bekommen, ist ein Glücksfall. Seine Inszenierungen — 30 gingen bisher über die Bühne — sind für ihre Originalität in Auffassung und Ausführung bekannt. Das ist nicht zuletzt das Verdienst von Chefregisseur Juri Ljubimow (Foto rechts), der kürzlich mit dem Rotbanner-Arbeitsorden geehrt wurde. Auf dem derzeitigen Spielplan der Bühne, die vor erst 12 Jahren gegründet wurde, steht u. a. „Der Meister und Margarita" nach Michail Bulgakows Roman. Bald geht das Taganka auf Tournee nach Havanna. Ljubimow und seine Truppe (im Foto unten v. l. n. r. die Schauspieler A. Sabinin, W. Smechow, W. Schapowalow) werden in der kubanischen Hauptstadt mit der Dramatisierung von John Reeds „10 Tage, die die Welt erschütterten" gastieren.





Gemeinsam

Montage läuft

Nicht nur an der Trasse trifft man in der Ukrainischen SSR Fachleute aus unserer Republik. Ausrüstungen für eine leistungsfähige Kunstdüngerfabrik mit einer künftigen Jahresproduktion von 150 000 Tonnen lieferte die DDR ins Gebiet von Iwano-Frankowsk im Südwesten der Unionsrepublik. Bei der Montage der Maschinen — unser Foto zeigt eine der Werkhallen — sind Spezialisten aus der DDR und der UdSSR gemeinsam im Einsatz.

Alte Uni

Das erste Semester

Immer, wenn's Herbst wird in Tartu, der alten Universitätsstadt Estlands, kommen die Neuen . . . Rund anderthalbtausend Mädchen und Jungen aus vielen Teilen der Sowjetunion beginnen alljährlich um diese Zeit in den Hörsälen der traditionsreichen Alma Mater und an der Estnischen Landwirtschaftsakademie ihr erstes Studienjahr. An der Universität von Tartu, wo zugleich fünf bedeutende wissenschaftliche Forschungsinstitute ihren Standort haben, werden Spezialisten für 26 verschiedene Berufe und Fachrichtungen ausgebildet.

Kurz berichtet

UMWELTPROBLEME

. . . berieten kürzlich Vertreter aus rund 100 Ländern aller Kontinente in der georgischen Hauptstadt Tbilissi. In einem Grußschreiben an die Konferenz, die im Rahmen der UNESCO stattfand, unterstrich Leonid Breshnew die aktive Unterstützung der UdSSR für internationale Aktionen zur Lösung von Umweltproblemen.

RELIEFKARTE

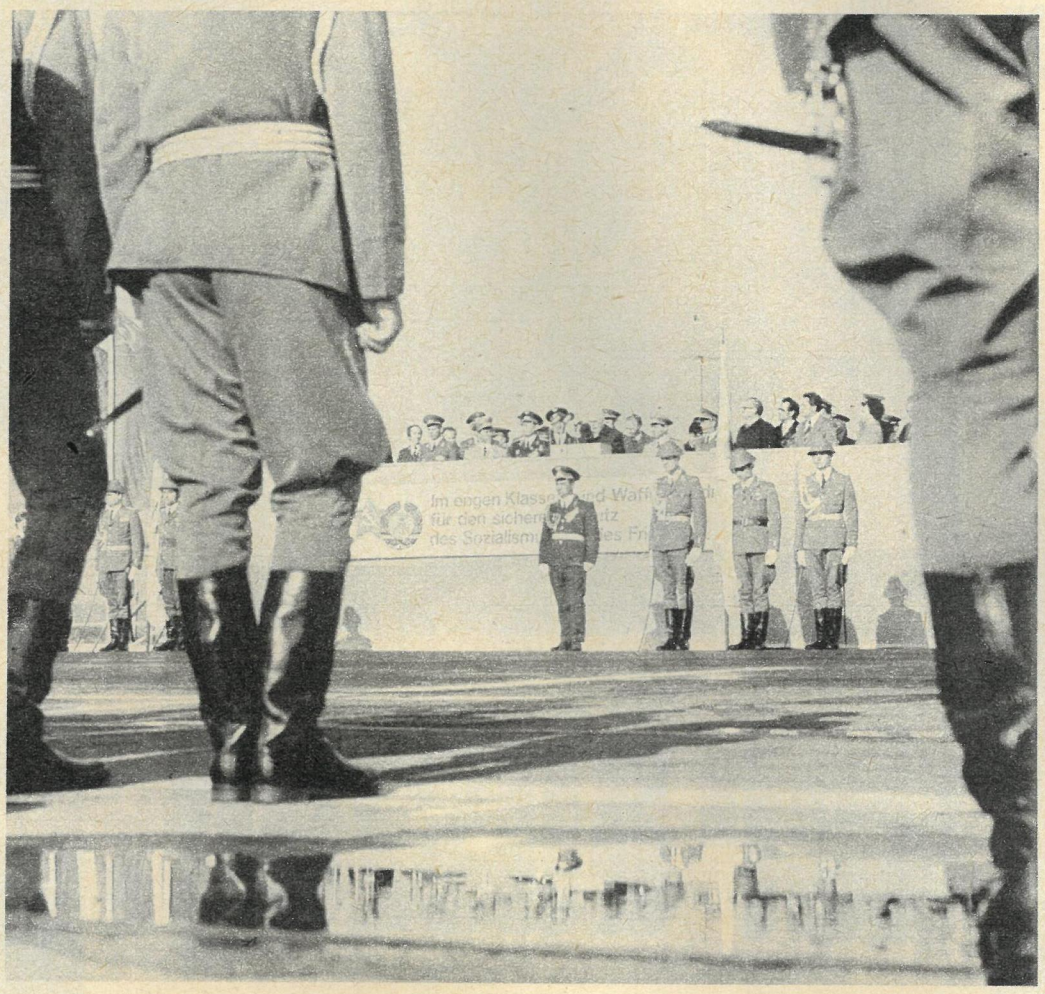
Mit der Erarbeitung einer Reliefkarte, der Erforschung der Meeresfauna, besonders des Fischbestandes, und der Be-

15. Aggregat am Netz. Damit erreicht das Wasserkraftwerk an der Angara seine projektierte Leistung von 3,6 Millionen Kilowatt.

Kulinarisches ▼

Schaschlyk à la Alshanow

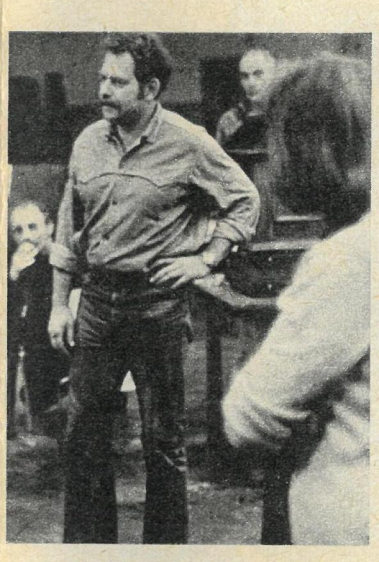
Meisterkoch Alshanow vom Restaurant „Ural" in der kasachischen Stadt Gurjew ist ein Könner seines Fachs. Was er hier seinen Gästen — Solisten des Kasachischen Akademischen Theaters — serviert, ist Schaschlyk aus Sternhausen. Eine seiner preisgekrönten Fisch-Spezialitäten.



◀ Ausgezeichnet

Fahnen für die Flieger

Gemeinsam wachen sie über unseren klaren Himmel, und gemeinsam waren sie angetreten: Angehörige des NVA-Jagdfliegergeschwaders „Juri Gagarin" und des sowjetischen Jagdfliegertruppenteils von Oberstleutnant Kolodij. Auf einem Meeting der Waffenbrüderschaft wurden sie durch Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Präsidiumsmitglied unserer Freundschaftsgesellschaft, mit Ehrenbannern der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ausgezeichnet. In seiner Ansprache betonte er, daß die Geschichte seit den weltverändernden Oktobertagen im Jahre 1917 die Arbeiterklasse und ihre Soldaten lehre, daß der Aufbau des Sozialismus zu jeder Zeit vor den Anschlägen des Klassengegners militärisch geschützt werden muß. Die Kommandeure der befreundeten Truppenteile versicherten, daß die hohe Ehrung Anlaß und Verpflichtung sei, den militärischen Klassenauftrag stets gewissenhaft zu erfüllen.



◀ Bald im Fernsehen

„Rückkopplung"

Alexander Gelman, in der DDR bekannt, seit in den Kinos der sowjetische Film „Die Prämie" lief und die Theater diese Geschichte unter dem Titel „Protokoll einer Sitzung" mit großem Erfolg spielen, hat ein neues Stück, „Rückkopplung", geschrieben. Das Fernsehen der DDR zeigt „Rückkopplung" als Erstinszenierung am 13. November um 20.00 Uhr im I. Programm. Regisseur Lothar Bellag (links auf unserem Foto bei einer Probe) sagt dazu: „Ein Dialogstück voller Spannung, danach werden viele über sich selber nachdenken. Es geht hier abermals um moralische Fragen. Doch Gelman moralisiert nicht. Er macht nur auf bestimmte Verhaltensweisen aufmerksam. Das Stück ist nicht nach der Schablone gemacht, es müsse nur einer mit einem starken Charakter kommen, dann sei das Happy-End garantiert. Nach Fehlern und Zeitvergeudung bleibt am Schluß der Fakt des Verlustes von 20 Millionen Rubel bestehen, und es wäre verlogen, endete das Stück anders."

A. Butter

kämpfung der Meeresverschmutzung beschäftigen sich die Mitarbeiter des Instituts für Ozeanologie der kubanischen Akademie der Wissenschaften. Auf Kreuzfahrten werden u. a. die Meeresbodenstruktur untersucht, die Strömungen in einigen bedeutenden Buchten erforscht und die Küstenlinie markiert.

FISCHER & BAND

Von einer mehrwöchigen Tournee durch die UdSSR zurückgekehrt sind Veronika Fischer und ihre Band. Nach ihrer erfolgreichen Teilnahme am Festival der Freundschaft im Juni in Wolgograd war dies bereits die zweite Konzertreise der Gruppe in die Sowjetunion. FW wird Veronika Fischer und ihre vier Musiker demnächst in einem größeren Beitrag vorstellen.

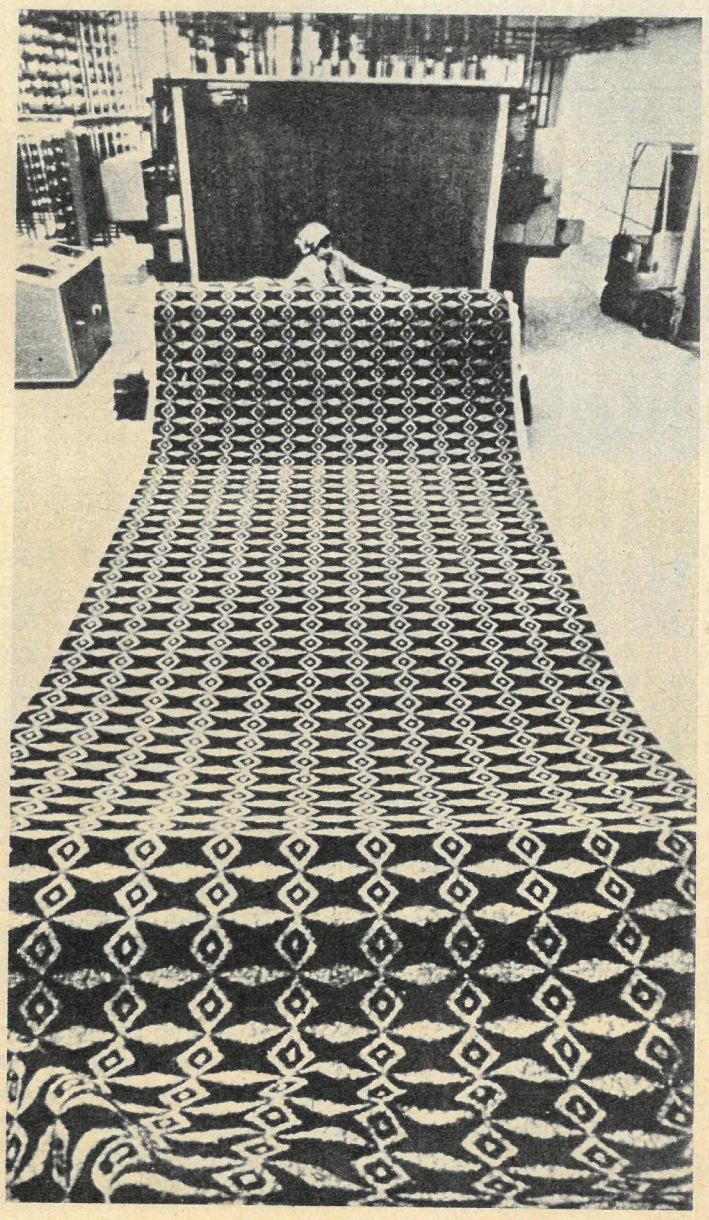
SPÜRNASEN

Hunde sind bei der Erkundung von Bodenschätzen in der UdSSR schon seit geraumer Zeit mit Erfolg im Einsatz. Die vierbeinigen „Geologen" entdecken nach entsprechender Dressur den Geruch von Schwefelkies, Kupfer, Nickel, Wolfram und Zink. Die Hunderasse ist dabei völlig belanglos. Schäferhunde, Laikas, Boxer, Dobermänner und Foxterrier meistern gleichermaßen gut den Spürberuf.

Laufende Meter ▶

Aus dem Kohlerevier

Die berühmten orientalischen Teppiche Mittelasiens kommen heutzutage nicht nur aus Turkmenien und der uralten usbekischen Stadt Chiwa. Auch in Almalyk, dem Kohle- und Kupferrevier Usbekistans, produziert man seit kurzem Brücken und Auslegeware in traditionellen und modernen Dessins.

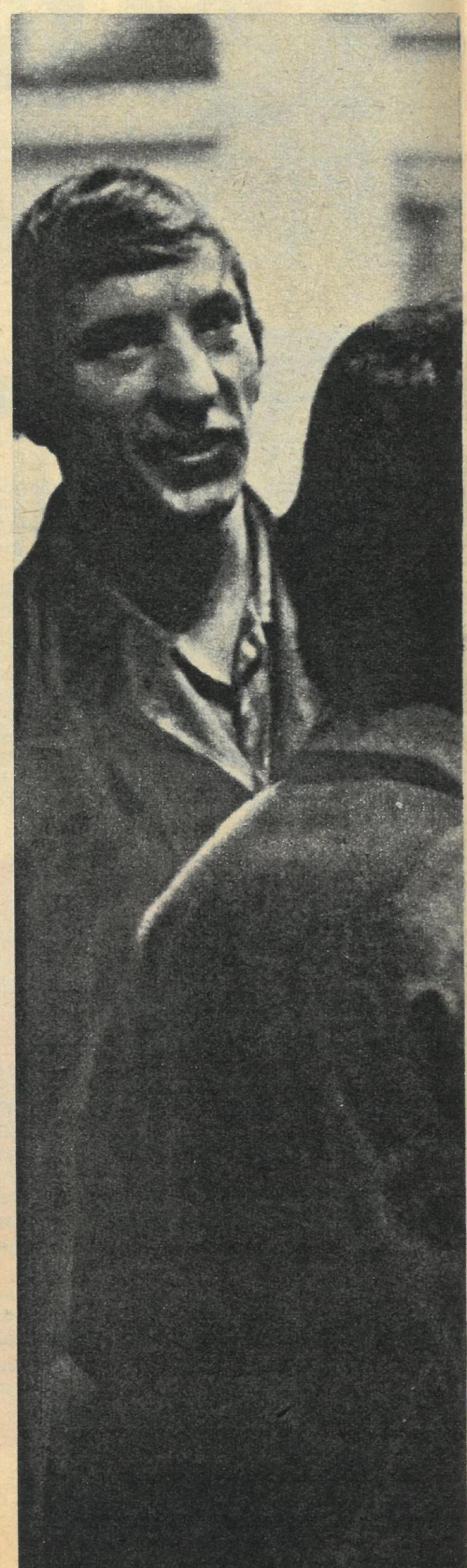


Redaktion: I. Stritzke, B. Schablinski; Fotos: H. Schulz, W. Migowitsch, ZB, J. Wendelin, W. Welikshanin, G. Steffen, D. Klaus, H. Fiebig, V. Billeb, J. Gerbeth, R. Denisow, W. Jakobson, I. Haldes, A. Stushin.

100000 Traktoren vom Typ „Kirowez“ arbeiten heute auf den Feldern

Von einem,

der auszog,



Willst du Leningrader sein, muß du „Kirower“ werden, hatte ihm jemand gesagt. Juri Iwanow wollte beides.

In Brjansk geboren, die Mutter Lehrerin, der Vater Oberst, schien Juris Entwicklungsgang klar vorgezeichnet: die Mittelschule absolvieren, dann Studium an einem Institut. Doch kaum, daß die Schulabschlußfeier vorüber war, machte Juri einen dicken Strich durch die elterlich-fürsorgliche Rechnung. Studieren wollte er schon, aber nicht in irgendeinem Hörsaal. Das Leben wollte er studieren, und am besten dort, wo es am kräftigsten pulste, wo es jeden Tag neue Anforderungen stellen, neue Selbstüberwindung fordern würde.

So fuhr er in den Ural, baute mit an den Hochspannungsleitungen, die heute den europäischen T'eil des Landes mit den Kraftwerken Sibiriens verbinden. Bäume fällen, Felsen sprengen, bei Wind und Wetter an haushohen Stahlmasten herumklettern, das war nicht jedermanns Sache. Aber Juri hielt durch. Ein ganzes Jahr lang. So, wie er es sich vorgenommen hatte.

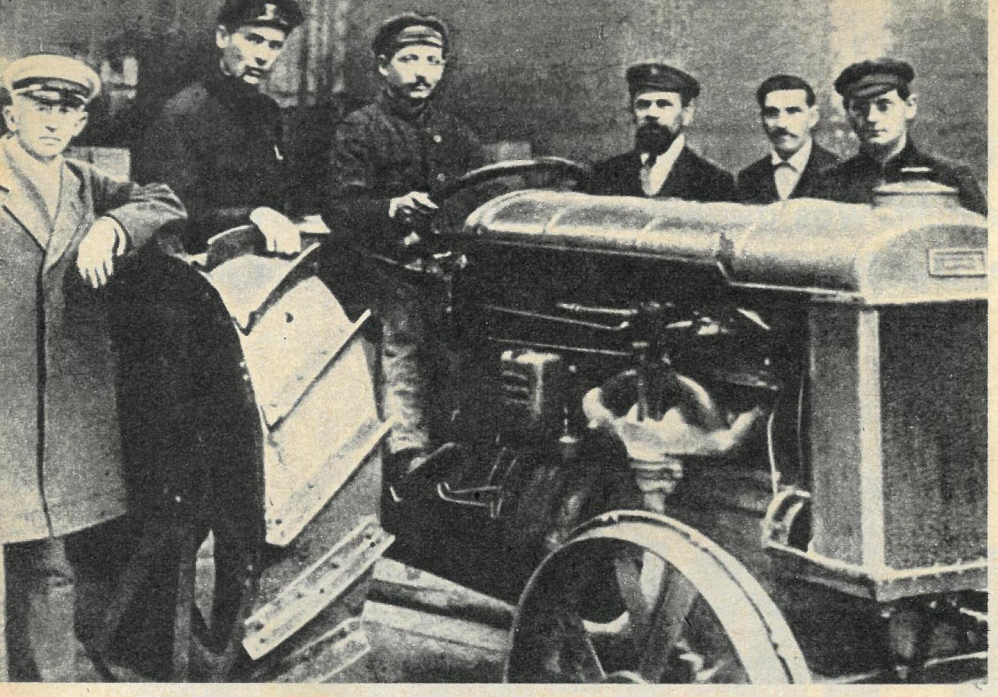
Dann kam die Armeezeit. Aber was danach? Nun mußte er sich endgültig entscheiden, und er wußte, diese Wahl würde sein ganzes künftiges Leben mitbestimmen. Zurück also in die Heimatstadt? Schön und gut. Aber was hatte er inzwischen kennengelernt außer Brjansk und dem Ural? Er war schließlich noch jung, wollte mehr sehen, mehr erleben. Und da gab es eine Stadt, die ihn nicht zuletzt dank ihrer traditionsreichen Geschichte vor allen anderen reizte — Leningrad. So kam er ins Kirow-Werk, stellte sich vor, wurde angenommen. Was wissen Sie vom Kirow-Werk? hatte man ihn gefragt. Er wußte nicht viel, aber das machte nichts. Die Frage war ohnehin nur rhetorisch gestellt. Warum, erfuhr er am nächsten Abend.

Im Kirow-Werk gibt es eine Besonderheit. Jeder Neueingestellte wird am Abend vor seinem ersten Arbeitstag durch das Betriebsmuseum geführt.

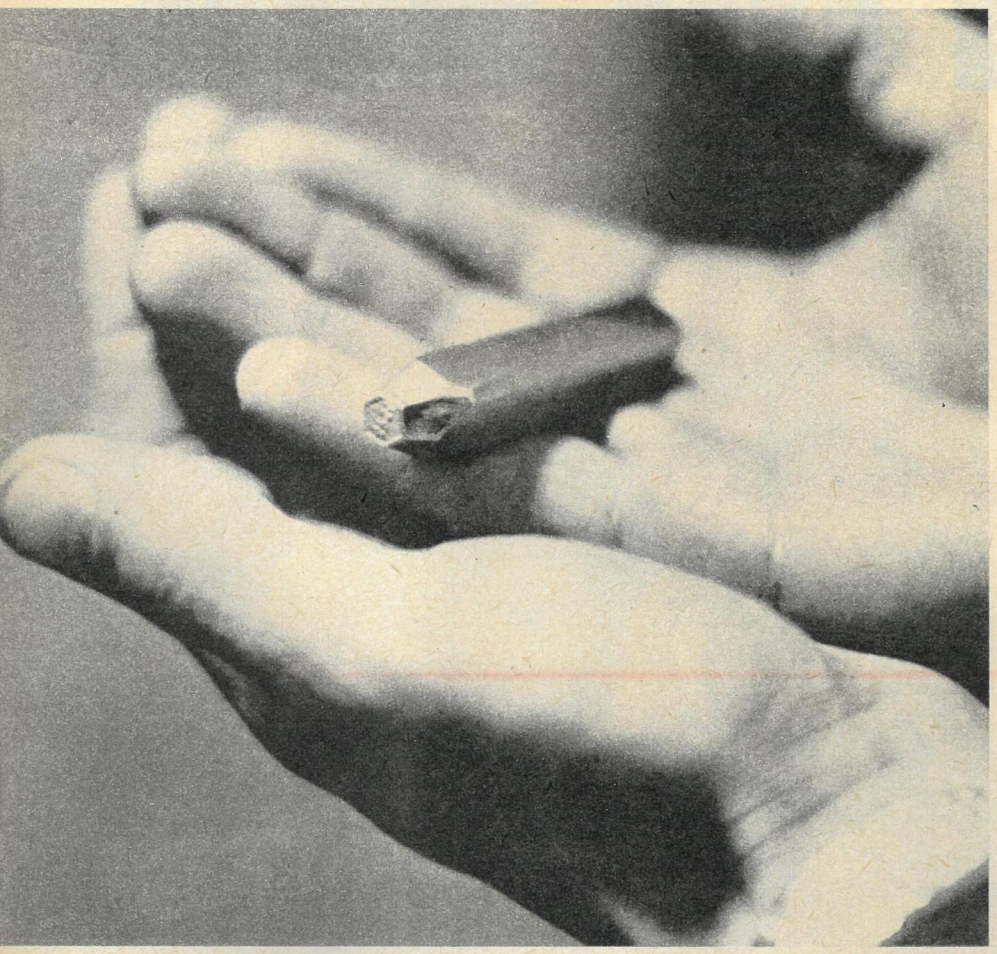
Fortsetzung Seite 20

halb Europas, helfen die Äcker bestellen und die Ernte einbringen, haben das Leningrader Kirow-Werk über die Grenzen des Landes berühmt gemacht. Was die Väter im einstigen Putilow-Werk begannen, setzen die Enkel heute mit Erfolg fort. Der Brigadier Juri Iwanow ist einer von ihnen.

leben zu lernen

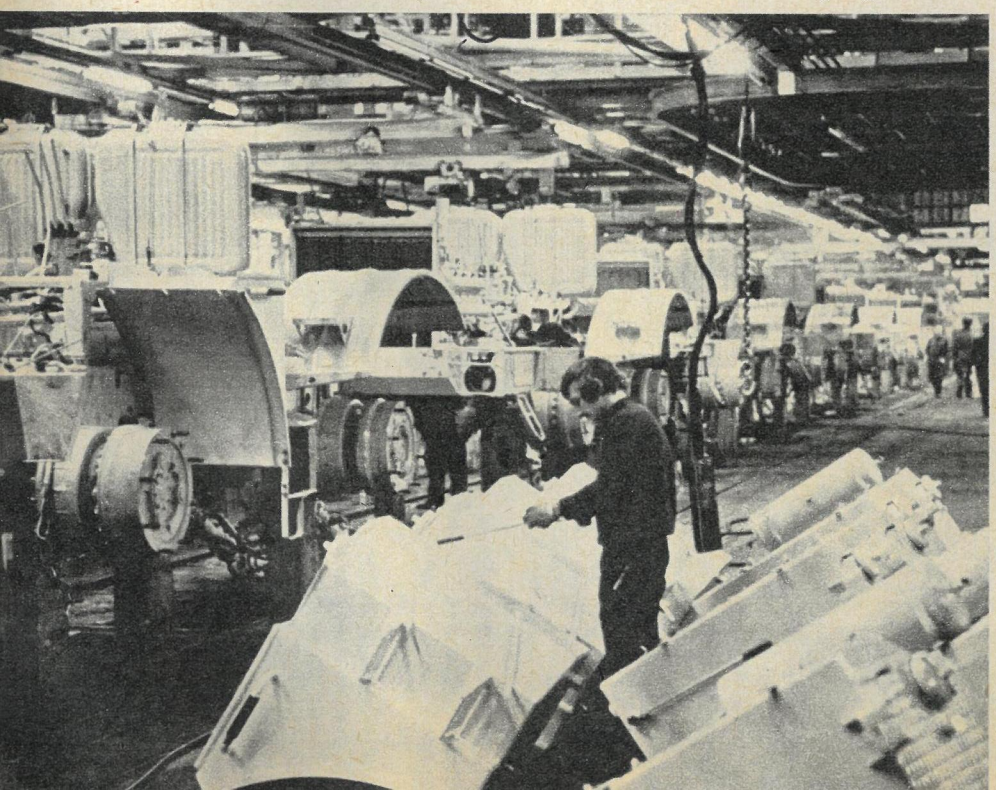


Der ‚Stammvater' – der Traktor ‚Fordson Putilowez' aus dem Jahre 1924



Meine Hand für mein Produkt – der persönliche Gütestempel der Brigade Iwanow

Der ‚Enkel' – in der Montagehalle nimmt der ‚Kirowez' seine endgültige Form an



Von einem, der auszog, leben zu lernen

Dort lernt er die Geschichte seines künftigen Betriebes lernen. Und so bekam auch Juri Iwanow eine erste Ahnung davon, was es heißt, „Kirower" zu sein, welche Tradition sich mit dem Namen verbindet – und welche Verpflichtung.

Besuch bei den „Vätern"

Eine Geschichtslektion vor der Arbeitsaufnahme, das war neu für Juri. Manches wußte er noch aus der Schule, anderes erfuhr er hier zum erstenmal.

1801 war das nach seinem damaligen Besitzer benannte Putilow-Werk gegründet worden. Eine der Geburtsstätten des Kapitalismus im alten Rußland. Und von Anfang an gehörten die Putilow-Arbeiter zu den kämpferischsten und bewußtesten Vertretern des russischen Proletariats. Davon zeugen noch heute Fotografien und Dokumente, wie zum Beispiel der Text einer Resolution aus dem Jahre 1905, die die „Putilower" anläßlich eines Soldatenaufstandes in der Garnison von Sewastopol verfaßten:

„Wir, die Arbeiter der Putilow-Werke, grüßen die revolutionären Genossen, die Soldaten und Matrosen von Sewastopol. Wir erblicken in ihrem Aufstand eine wichtige Etappe auf dem Wege der Befreiung Rußlands von der blutigen Selbstherrschaft . . ."

Und im Oktober 1917 trugen sie gemeinsam mit den revolutionären Soldaten und Matrosen Petrograds den Sturm der Oktoberrevolution ins Winterpalais. Die Bezeichnung „Roter Putilowez" wurde zu einem Ehrennamen – nicht nur für das Werk. Und die Alten erinnern noch heute nicht ohne berechtigten Stolz daran, daß im Jahre 1919 mit dem ehemaligen Dreher Michail Kalinin einer der Ihren in die höchste Funktion des Sowjetstaates berufen wurde.

Als im Dezember 1934 der Revolutionär S. M. Kirow hinterhältig ermordet wurde, wechselte der Betrieb zum letztenmal seinen Namen. Kirow-Werke, das ist seither nicht nur ein Begriff für Qualität, das ist zugleich auch ein Synonym für revolutionäres Handeln, heute wie in jenem Jahr 1924, als mit dem „Fordson Putilowski" der erste Traktor der sowjetischen Landmaschinenindustrie das Werk verließ. Längst ein gepflegtes und wohlbehütetes Museumsstück, hat dieser Traktor ein Heer von immer wieder modernisierten, den neuesten Stand der Technik repräsentierenden Nachfolgern gefunden. Gegenwärtig rollen über 100 000 Exemplare des 300-PS-Traktors vom Typ „Kirowez" auf den Feldern zahlreicher Länder Europas, davon anderthalbtausend in der DDR.

Juri macht ernst

Juri war beeindruckt. Er spürte den Atem, der nicht nur durch die Räume des Betriebsmuseums ging, und er nahm sich vor, ein echter „Kirower" zu werden, egal, an welchen Platz man ihn stellte. Sein Platz, das wurde die Thermo-Abteilung, wo man Wellen für den „Kirowez" härtet. Und Juri kam auch gleich, wie man so sagt, in die richtige Gruppe. Man verstand sich auf Anhieb. Und man verstand zu arbeiten. Was hier galt, war Leistung. Juri brachte Leistung. Und noch mehr. Da gab es nichts, was Juri nicht interessierte und wozu er nicht seine Meinung sagte, in der Gruppe ebenso wie auf den Versammlungen. Und was er sagte, hatte Hand und Fuß. Bald wurde man in der Betriebsleitung aufmerksam auf den ehrgeizigen jungen Mann. Und zu seiner eigenen Verblüffung wurde er nun doch noch Student, vom Betrieb zum Abendstudium an das Polytechnische Institut delegiert.

In seinem Kollektiv hatte man bislang individuell gearbeitet, gewissermaßen jeder nach seiner Fasson. Das Geld hatte gestimmt und auch die Norm. Doch eines Tages schlug die Abteilungsleitung eine Veränderung der Arbeitsorganisation vor: „Wie wäre es, wenn ihr eine Brigade bildet? Jeder von euch wäre nicht mehr für einzelne Operationen, sondern für das ganze Produkt verantwortlich. Eure Arbeit würde effektiver werden."

Juri begann zu rechnen. Das Ergebnis schien wenig verlockend: „In einer solchen Brigade würde jeder von uns weniger als bisher verdienen."

„Aber ihr kriegt neue Technik", sagte der Abteilungsleiter, „geradezu einmalig. Das wird den Verlust nicht nur ausgleichen, sondern auch die Produktivität enorm steigern."

Juri sprach mit seinen Leuten. Einige waren sofort bereit, andere zögerten, dritte lehnten ab. So entstand erst einmal der Stamm der Brigade. Den Brigadier sollten sie sich selber wählen. Es war keine Frage, für wen sie sich entschieden. Einstimmig. Seitdem vertritt Juri die Brigade nach außen hin. Im Kollektiv wird weiterhin alles gemeinsam beschlossen. Auch, wer welchen Lohn erhält. Ein Problem? Juri sorgte dafür, daß es keines wurde, dachte sich aus, was er „technologische Kette" nennt. Im Laufe eines Arbeitstages geht jeder durch den gesamten Fertigungsprozeß. Das vermeidet Monotonie, gibt jedem den gleichen Arbeitsanteil. Die Berücksichtigung der jeweiligen Qualifikation des einzelnen und der damit verbundenen Verantwortung schließt bei der Bezahlung jede ungerechte Gleichmacherei aus. Inzwischen sind die Ideen des Juri Iwanow gefragt im Werk, hat die Thermo-Brigade Furore gemacht.

Der „eiserne Fedja“

Und auch die Abteilungsleitung hielt Wort. Die neue Technik kam. Ein Automat mit programmierter Steuerung. Der erste im ganzen Werk. Er wurde aufgestellt, bestaunt und von irgendwem auf den Namen Fedja getauft. Bald jedoch stellte sich heraus, daß diese Taufe zumindest ein wenig voreilig gewesen war. Fedja zeigte Launen und begann, ganz im Gegensatz zu seinem Namen, sich wie ein verzogenes Geschöpf zu benehmen.

Er blieb stehen, lief wieder, blieb von neuem stehen ... Techniker kamen, nahmen ihn auseinander, setzten ihn wieder zusammen.

„Jetzt muß er laufen.“

Der Automat lief. Bis zum nächsten Stehenbleiben. Juri Iwanow riß die Geduld. Er wandte sich an die Ingenieure. Immerhin hatte er inzwischen am Polytechnischen Institut das dritte Semester erreicht.

„Erklärt uns wenigstens ein bißchen, was in so einem Automaten vor sich geht, wie er funktioniert.“

So lernten sie nach und nach Fedjas „Seele“ kennen, konnten geringfügige Havarien selbst beheben. Schließlich brachten sie es mit Hilfe der Ingenieure sogar fertig, ihm seine Launen völlig auszutreiben. Fedja arbeitete, wie es sich gehört ...

Heute sind Fedjas Kinderkrankheiten längst vergessen, gibt es niemanden mehr in der Brigade Iwanow, der ihn missen möchte. Er erleichtert ihnen nicht nur die Arbeit, er hat auch den Lohn weiter ansteigen lassen, nicht zu reden von dem weit höheren Produktionsausstoß. Bis zu einhundert Wellen über den Plan, das ist heute die stolze Bilanz der Brigade. Und längst wacht Juri nicht mehr allein mit Argusaugen über die Qualität der Wellen. Die Iwanows nehmen es sehr ernst mit ihrer Arbeiterehre. Hartnäckig kämpften sie um das Recht, die Qualität der von ihnen gehärteten Wellen selbst kontrollieren zu dürfen. Ein halbes Jahr lang unterwarf die Abteilung Technische Kontrolle die Produktion der Brigade den strengsten Kontrolltests. Dann war es ausgestanden. Die Brigade erhielt ihr persönliches Kontrollzeichen. Seither trägt jeder „Kirowez“, der das Werk verläßt, in seinem Innern den Gütestempel der Brigade Iwanow.

Als Juri Iwanow die Schule verließ, hatte er das Leben studieren wollen. Für Lebensreife gibt es kein Diplom. Seine Qualifikationsnachweise hat Juri sich längst erarbeitet. Und dazu: Das Gütezeichen seiner Brigade ist eine weitere Auszeichnung, ein Reifezeugnis für Juri.

Text: D. Kasutin, APN
Fotos: APN

DER HEILE

Ein Blitz fliegt aus dem Gerät. Feiner als ein Haar. Der Blitz trifft das Auge eines Patienten. Noch einige Male schießt Dr. Krassnow seine Laserblitze ab, dann ist die Operation zu Ende. Wir fragten nicht, wie vielen Menschen er das Augenlicht wiedergegeben oder bewahrt hat. Vermutlich wird er es selbst nicht genau wissen. Viel beredter als Statistiken sind die Augen seiner Patienten, Briefe und Bilder, die in seinem Arbeitszimmer hängen. Zeugnisse der Dankbarkeit und neuen Lebensmutes. FREIE WELT-Mitarbeiter Karel Hemzal (Text) und Alfred Paszkowiak (Bild) besuchten in seinem Institut in Moskau Dr. Michail Krassnow, Mitglied der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, Wegbereiter einer neuen Richtung der Augenchirurgie.

Anscheinend ist ihm sein künftiger Beruf an der Wiege gesungen worden. Schließlich war sein Vater ein bekannter Augenarzt, und auch die Mutter und seine Schwester waren Augenärzte. Ihm stand allerdings der Sinn nach anderen Dingen. Michail Krassnow wollte Elektroingenieur werden.

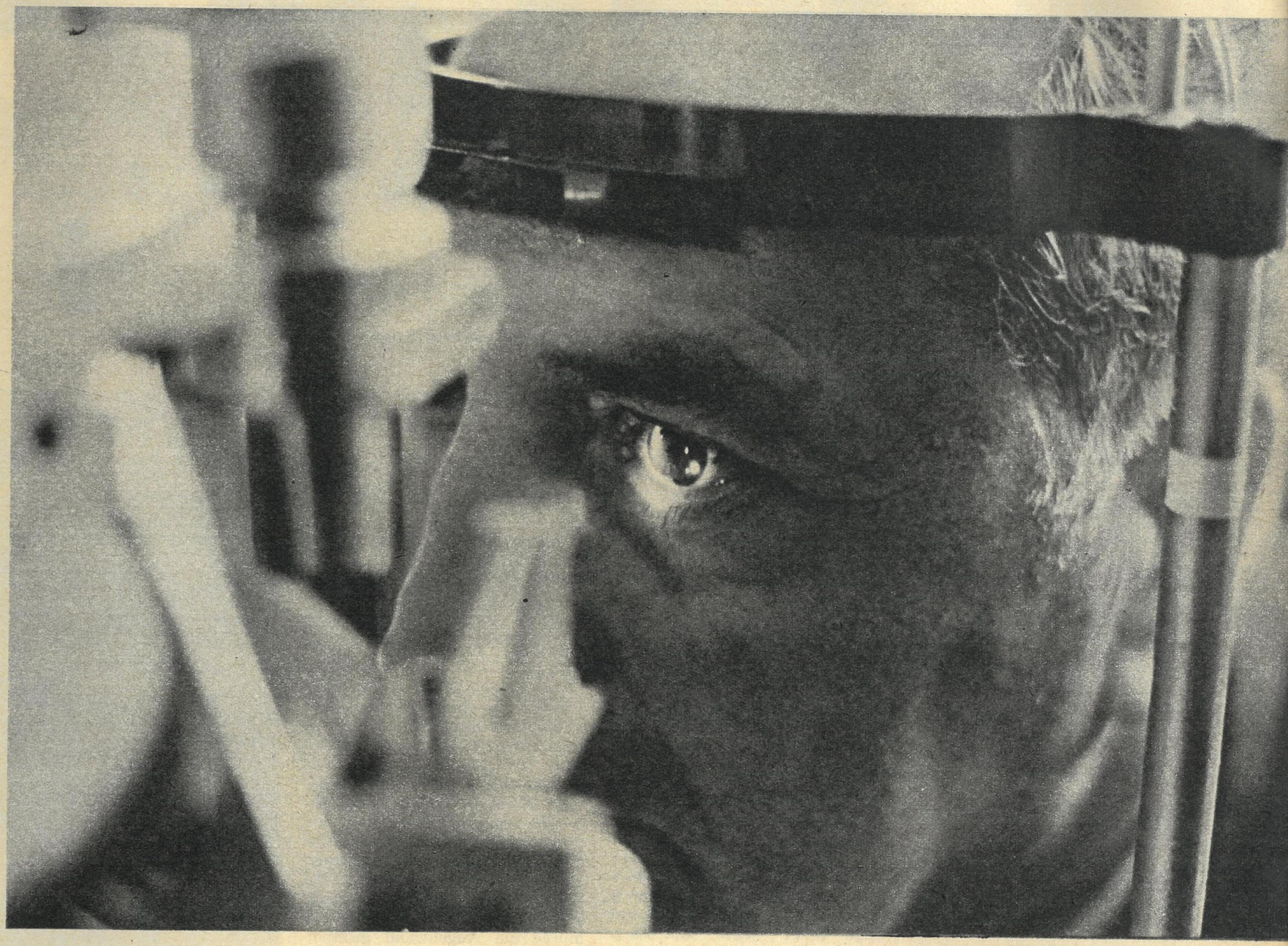
„Mich hat vor der Medizin schon immer die Technik interessiert, und ich habe mich bereits früh mit elektronischen Geräten beschäftigt", sagt er. „Schließlich bin ich aber doch Mediziner geworden, studierte Physiologie, aber im vierten Studienjahr wechselte ich zur Augenheilkunde über."

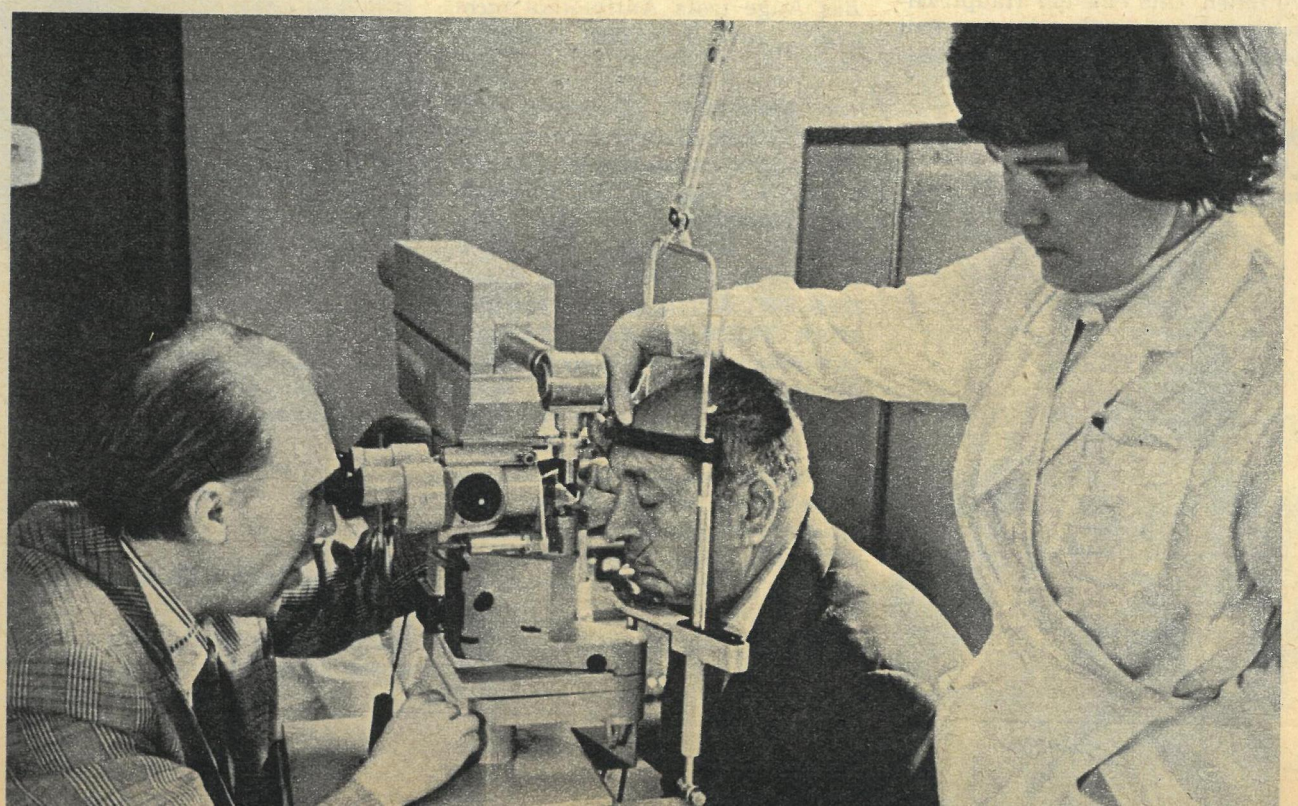
Warum? Seine Neigung für Exaktheit und Präzision hat ihm sicherlich die Schwenkung vom künftigen Elektroingenieur zum Augenarzt leicht gemacht. Der Einfluß des Elternhauses, vor allem seines Vaters, hat keine geringe Rolle gespielt. „Der Sprung zur Ophtalmologie erklärt sich ganz einfach: Während ein Chirurg oder Internist eine Diagnose auf Grund indirekter Symptome, durch Abtasten oder Abhören ermittelt, können die Augenärzte praktisch alle Krankheiten sehen, messen, verfolgen und viele auch berechnen. Für mich war die Augenheilkunde das präziseste Gebiet der Medizin."

Ein Mann mit den schönsten Hoffnungen

Krassnow hat aber deswegen seine erste Liebe nicht aufgegeben. Wenn es seine Zeit erlaubt, zieht

NDE BLITZ

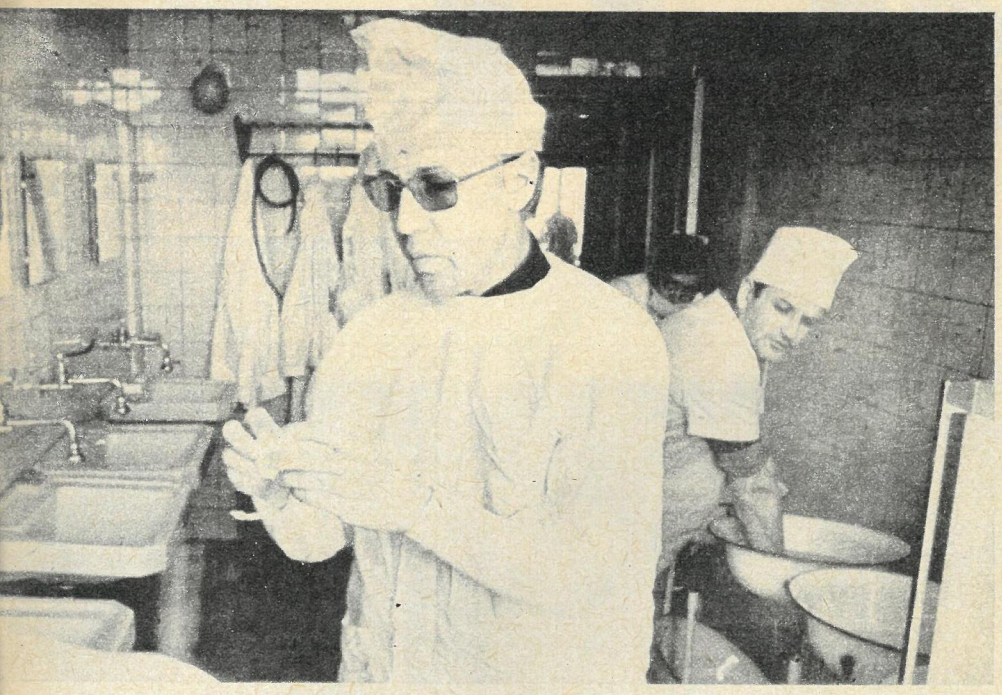




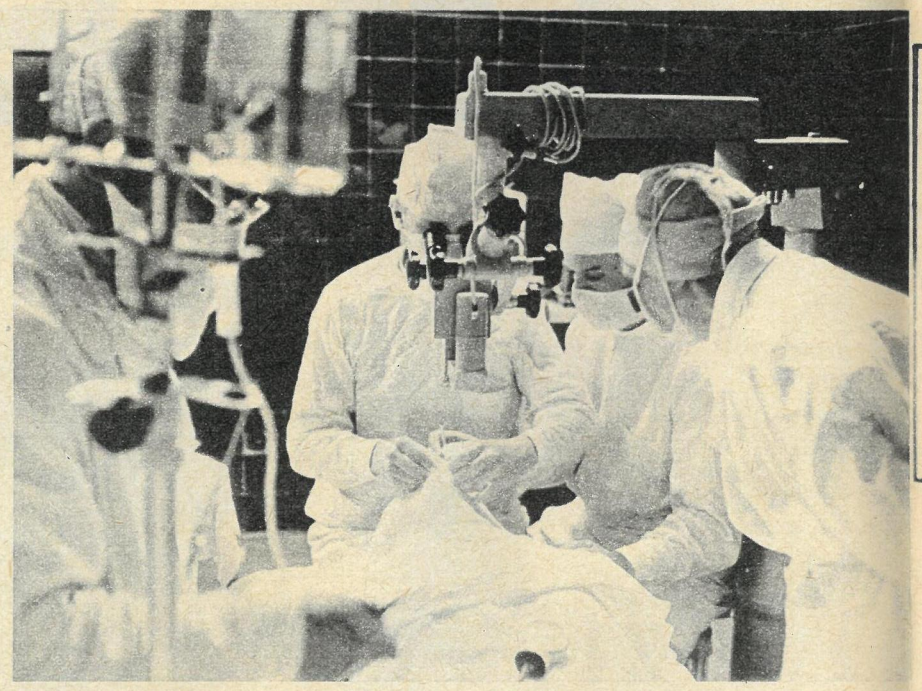
er sich in seine Werkstatt zurück (um deren Ausrüstung ihn viele Handwerker beneiden würden), bastelt an elektronischen Geräten herum, und ein Radio oder einen Fernseher zu bauen, bereitet ihm keine Schwierigkeiten. Manche neue Konstruktion oder Verbesserung an Geräten, die er in seinem Beruf braucht, ist dort geboren und später sogar patentiert worden. Krassnows Weg zum international renommierten Augenchirurgen beginnt schon in seiner Studentenzeit, in der er seine wissenschaftliche Begabung beweist.

In einem Unionswettbewerb um die beste wissenschaftliche Studentenarbeit erringt Krassnow 1953 den ersten Preis. Ihm öffnet sich die Tür zu einer wissenschaft-

Fortsetzung Seite 24



Gleich beginnt die Operation . . .



Sekunden vor dem Eingriff . . .

lichen Laufbahn am berühmten Moskauer Helmholtz-Institut. Er erhält eine Aspirantur und wird wissenschaftlicher Oberassistent.

„Ein Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt", meinen seine Chefs, und sie freuen sich, daß sie einen so begabten und von seiner Aufgabe besessenen Mitarbeiter haben. Aber da ist sein Vater mit einer jahrzehntealten Berufs- und Lebenserfahrung. „Wissenschaftliche Arbeit ist ohne praktische Erfahrung nur halb soviel wert", sagt er dem Sohn, „sie führt zur Einseitigkeit, zur Loslösung von der Praxis." „Ich sollte das Institut verlassen und die Arbeit eines praktizierenden Arztes kennenlernen", erzählt Krassnow. „Doch das ging nicht so einfach. Die Leitung des Instituts war dagegen, da sie mich als wissenschaftlichen Mitarbeiter behalten wollte. Aber mein Vater überzeugte mich. Er sagte mir, daß ich in ein Moskauer Krankenhaus gehen und dort eine Fachabteilung für Augenkrankheiten übernehmen sollte. Heute bin ich ihm für diesen Rat sehr dankbar. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt."

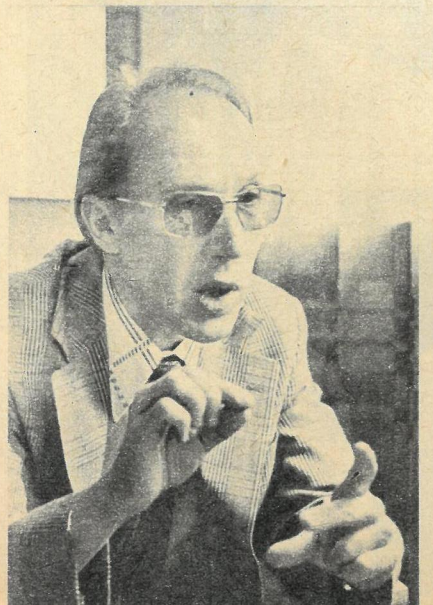
Das Auge ist das kostbarste Sinnesorgan, das wir besitzen. Aber trotz seiner hohen Empfindlichkeit kann es operativ behandelt werden. „Indessen haben die meisten Menschen kaum eine Vorstellung, wie aggressiv heute die Augenchirurgie geworden ist", sagt Krassnow. „Wie einst das Herz, von dem seinerzeit namhafte Mediziner meinten, man dürfe es nicht anrühren, stellte man sich das Auge als ein außerordentlich empfindliches Organ vor. Inzwischen haben sich aber die Operationsmethoden und Instrumente so verfeinert, daß man subtilste Eingriffe am Auge von höchster Präzision durchführen kann, an die man früher gar nicht dachte."

Gibt es Operationen, die sich ihm besonders eingeprägt haben? Gewiß, und über eine von ihnen hat FREIE WELT berichtet (FW 35/1971). Krassnow hatte damals dem durch einen Unfall erblindeten Nikolai Bjely in einer nicht alltäglichen Operation das Augenlicht auf einem Auge wiedergeben können. Durch die Mikrochirurgie war dieser komplizierte Eingriff möglich geworden.

Krieg dem Glaukom

Krassnow gehört zu den Pionieren der Mikrochirurgie in der Augenheilkunde. Er hat manche Barriere dabei überwinden müssen, denn Operationen unter dem Mikroskop, das war Anfang der sechziger Jahre ein ganz junger Zweig in der Augenchirurgie. Damals existierte nur ein exklusives Häuflein von knapp drei Dutzend Ärzten, die Präzisionseingriffe am Auge unter einem Mikroskop durchführten. Krassnow gehörte zu ihnen. Und eine der Hauptrichtungen in seiner Forschungsarbeit wird die Entwicklung neuer Operationsmethoden zur Bekämpfung des Glaukoms, allgemein auch grüner Star genannt.

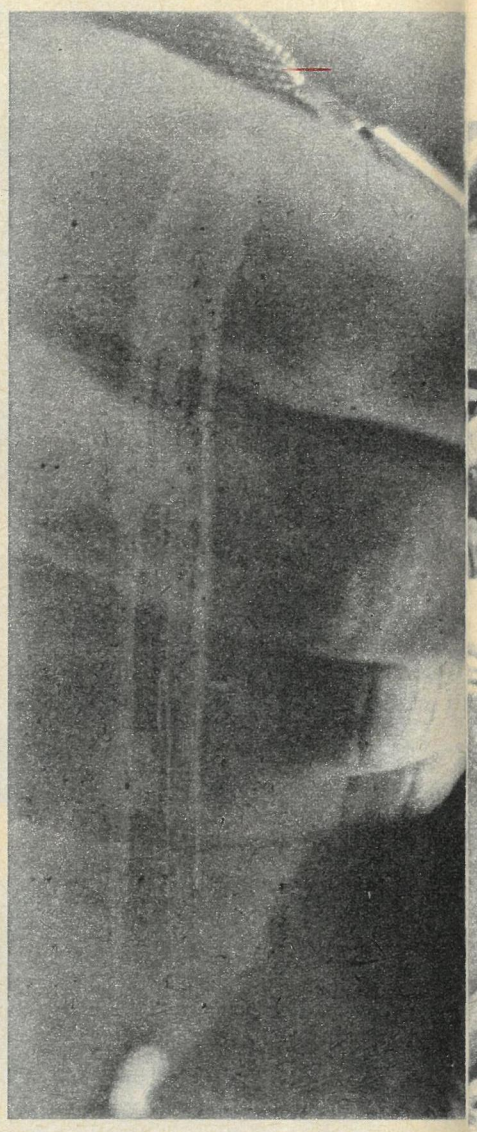
Krassnow: „Operieren ist für mich Entspannung."



„Der deutsche Augenarzt Albrecht von Gräfe hat als erster das Wichtigste am Glaukom definiert, nämlich den erhöhten Augeninnendruck", sagt Krassnow. „Dieser erhöhte Druck behindert die Ernährung der Netzhaut und des Sehnervs, was schließlich zu seiner Atrophie (Schwund) führt." Krassnow erläutert, was da im Auge vor sich geht:

„In das Auge fließt ständig Flüssigkeit, das über kleine Gefäße abläuft wie das Wasser aus einer überlaufenden Badewanne. Wenn aber die „Überlaufgefäße" aus verschiedenen Gründen blockiert oder verengt sind und der Ziliarkörper weiterhin Flüssigkeit ins Auge pumpt, dann steigt der Druck im Auge an. Um den Druck zu senken, wurde also eine Öffnung angelegt, eine Fistel, durch die die Flüssigkeit abläuft. Dazu mußte die Augenwand geöffnet werden. Das bedeutete aber, daß das Auge trotz Antibiotika nicht gegen eine Infektion geschützt war."

So entwickelt Krassnow ein neues Operationsverfahren, die sogenannte Sinusotomie. Mit ihr wurde es möglich, die Blockade der Abflußwege zu beseitigen, ohne die Augenwand zu öffnen. Für die Sinusotomie erhält Krassnow 1967 den nach dem sowjetischen Nestor der Augenchirurgie benannten Filatow-Preis. Danach konzentriert Krassnow seine Kräfte lange Zeit auf die Bekämpfung des Glaukoms. Für die Klassifizierung der Glaukome, für die Entwicklung diagnostischer Verfahren und optimaler Operationsmethoden wird ihm gemeinsam mit Dr. Jeroschewski und Professor Nesterow 1975 der Staatspreis verliehen. Die Operationsmethoden waren von den USA, Frankreich, England, Jugoslawien, Italien, Japan, der ČSSR und anderen Ländern übernommen worden.



Vom Skalpell zum Laser

Michail Krassnow wendet sich neuen Problemen zu – Augen-

DER HEILENDE BLITZ

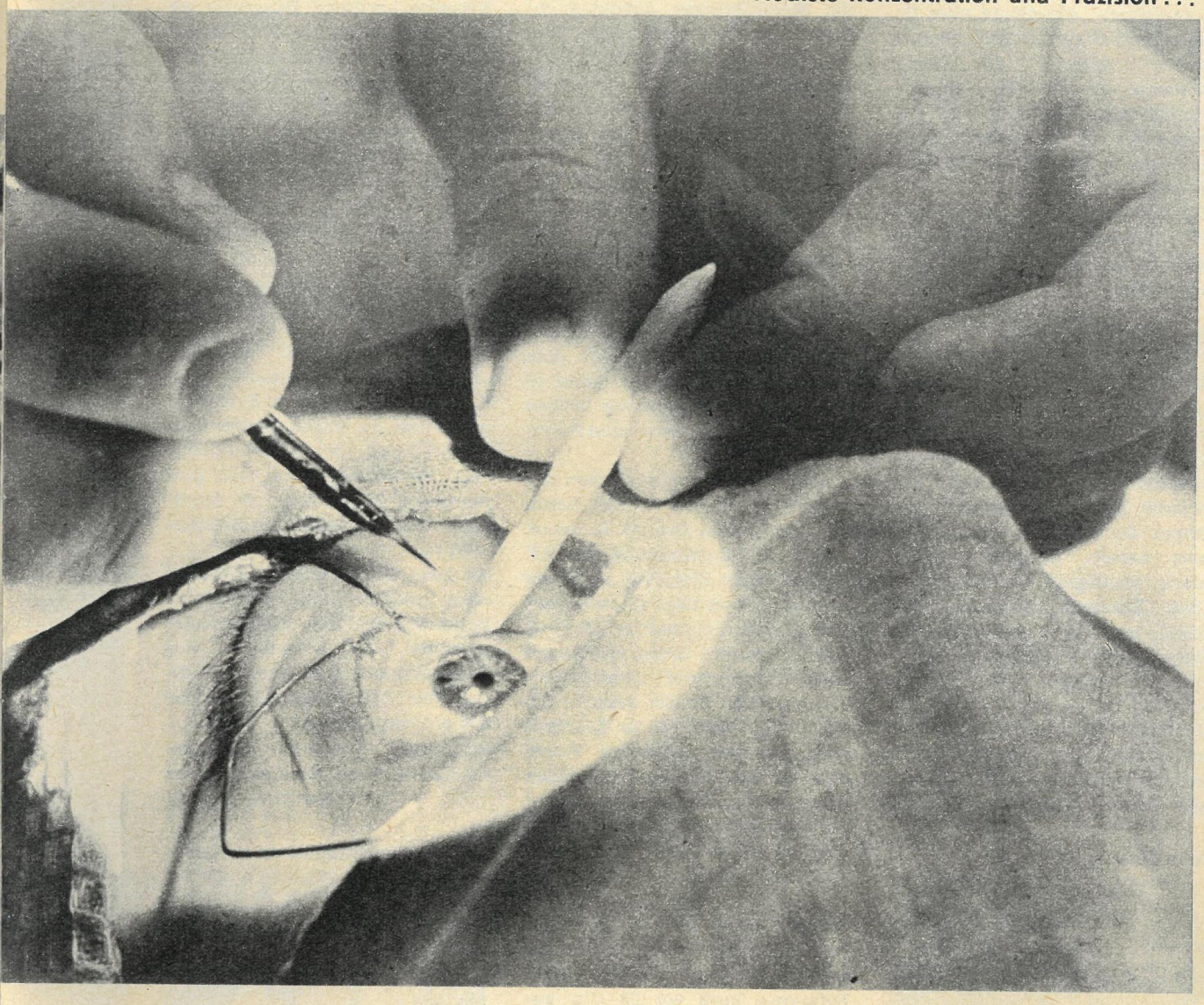
krankheiten, die durch Diabetes hervorgerufen werden.
Beim Diabetes wird ein Teil der Kapillargefäße (Haargefäße) blutleer, ein anderer Teil dehnt sich übermäßig aus, wodurch sich eine sackartige Erweiterung bildet. An dieser Stelle sickert das Blut aus, und es entstehen Blutergüsse. Dort lagern sich Nebenprodukte (Eiweiß und Cholesterin u. a.) in der Netzhaut ab. Diese Entwicklung wird im Spätstadium durch ein stürmisches Wachstum von neuen Gefäßen auf dem Augenhintergrund gefährlich. Diese neuen Gefäße sind sehr schwach, sie reißen leicht, wodurch es wiederum zu schweren Blutergüssen kommt, und sie verdrängen das normale gesunde Gewebe. Dadurch wird nicht nur die Sehkraft gefährdet, sondern das gesamte Auge kann dabei zugrunde gehen.
„Die gefährlichsten und typischsten Schädigungen des Auges beim Diabetes sind die parasitären Neubildungen und Gefäße mit Sickerblutungen. Solche Gefäße müssen wie ein verrostetes Rohr verschweißt oder zugelötet, oder, wie wir Mediziner sagen, koaguliert werden", erklärt uns Krassnow. „Dazu muß ein Blutklümpchen im Gefäß erzeugt werden. Sie werden fragen, wie man auf die Netzhaut einwirken kann, wenn jede Berührung der Netzhaut selbst mit feinsten Instrumenten mit dem berühmten Elefanten im Porzellanladen zu vergleichen ist? —

Eines Tages ging ich zu dem bekannten Nobelpreisträger Prochorow, der einer der Schöpfer der wissenschaftlichen Grundlagen des Lasers ist. Ich fragte ihn, ob es möglich wäre, mit einem Laser einen Durchstich im Auge zu erzielen, ohne mit diesem scharf gebündelten Lichtstrahl das Gewebe zu verbrennen. Er sagte mir, daß es möglich sei, entwickelte einen solchen Laser und ließ ihn bauen. Wir waren die ersten in der Welt, die über ein solches Gerät verfügten, und ich glaube, daß wir heute das größte Laserlabor auf dem Gebiet der Augenheilkunde haben."

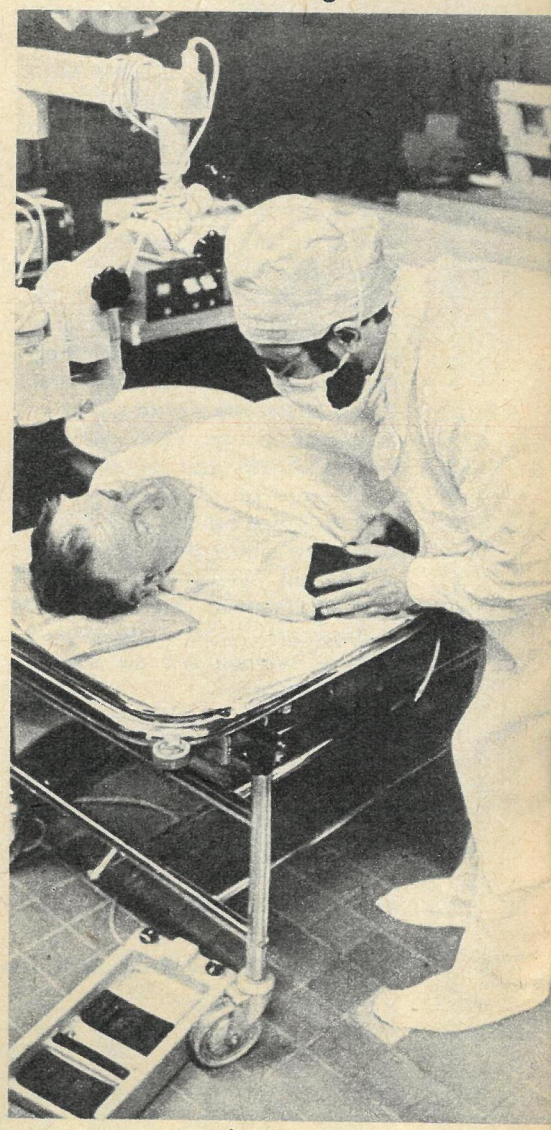
Als Krassnow seinen neuen Laser, der extrem kurze Blitze (ein weiterer Vorteil dieses Geräts) aussenden kann, vorstellte, erfand ein Journalist die Bezeichnung „kalter Laser". „Diese Bezeichnung hat eine gewisse Berechtigung, denn das Gewebe wird nicht verbrannt", sagt Krassnow.
Die diabetischen Augenkrankheiten werden Krassnow noch geraume Zeit beschäftigen, denn bisher ist es nur bis zu einem gewissen Maß gelungen, mit Hilfe der Fluoreszenz-Angiographie (Gefäßdarstellung durch Leuchtfarbstoffe) in den Mechanismus dieser Krankheit zu blicken.
Krassnow schwört auf die Lasertechnik, die ihm helfen soll, die subtilsten Eingriffe bei diabetischen Augenerkrankungen zu ermöglichen. „Der große Vorteil der Lasergeräte, die uns jetzt zur Verfügung stehen", erzählt Krassnow, „ist, daß wir sie auf eine bestimmte Wellenlänge, und die Wellenlänge bestimmt die Farbe des Lichts, einstellen können. Das ist außerordentlich wichtig, denn durch die Wahl der Farbe können wir erreichen, daß der Strahl in der betreffenden Zone selektiv wirkt, ohne dabei das umgebende Gewebe zu verletzen. Die Laser haben uns völlig neue, früher undenkbare Perspektiven in der Therapie einer Reihe von Augenkrankheiten eröffnet. Man kann mit vollem Recht von der Geburt eines neuen Fachs — der Laserophtalmologie — sprechen."

Krassnow ist ein vielgefragter Arzt, Ehrengast internationaler Kongresse, und nicht selten wird er zu Operationen ins Ausland eingeladen.
Unlängst fuhr er nach den USA, um im Auftrag der New Yorker Universität an einem Lehrgang für amerikanische Augenärzte mitzuwirken. Während der Russe Krassnow oben auf einer Bühne eine Modelloperation vorführte, ahmten 28 amerikanische Ärzte an Phantomköpfen jeden Handgriff nach, der durch eine Fernsehanlage auf einen Bildschirm übertragen wurde.

Höchste Konzentration und Präzision . . .



Erste Worte der Hoffnung



Oktober 1917*

* Daten nach dem Julianischen Kalender, der in der UdSSR bis 1923 galt. Nach dem Gregorianischen Kalender war der 25. Oktober, der Siegestag der Revolution, der 7. November.

Die letzten 3 Tage zwischen Smolny und Winterpalais

Vorspiel

Rodsjanko, Großgrundbesitzer, Monarchist, ehemaliger Vorsitzender der Staatsduma, Ende Oktober in der Zeitung „Utro Rossii": „Es wäre ein Segen, wenn die Deutschen Petrograd einnähmen ... Überlassen wir Petrograd unserem Herrgott. Geht die Stadt verloren, werden auch die revolutionären Organisationen vernichtet. Ich wäre überglücklich ..."

Lenin am 30. Oktober in seinem „Brief an die Genossen": „Entweder die Hände untätig in den Schoß legen und abwarten ... bis Rodsjanko und Co. Petrograd ausliefern und die Revolution erdrosseln oder — der Aufstand. Einen Mittelweg gibt es nicht."

Professor Schazki, einer der führenden Köpfe der bürgerlichen Kadettenpartei, am 5. November auf die Frage des amerikanischen Reporters John Reed nach den Aussichten eines bolschewistischen Aufstands: „Sie werden es nicht wagen. Und sollten sie es doch — werden wir sie schnell heimschicken."

Nacht vom 23. zum 24. Oktober

Fast ein gewöhnlicher Abend

Der Oberkommandierende des Petrograder Militärbezirks, Polkownikow, bombardiert die Kasernen mit Befehlen: Verbot jeglicher Demonstrationen unter Androhung „gerichtlicher Verfolgung wegen Meuterei"; strengstes Verbot, Befehle des Petrograder Sowjets, des ZEK und des Revolutionären Militärkomitees (RMK) auszuführen; Absetzung aller Sowjet-Kommissare. Im Smolny stehen Arbeiter in langer Schlange vor dem Tisch des Bevollmächtigten Seratow, der Anweisungen für das Staatsarsenal ausschreibt: 150 Gewehre für jede Fabrik.

Theater und Kinos spielen. Die Prostituierten durchstreifen ihre Reviere. In den Spielklubs rollt der Rubel.

Dienstag, 24. Oktober

An einem Haar

Im Morgengrauen schließen Armeekadetten auf Befehl Polkownikows die Redaktionen der bolschewistischen Zeitungen „Rabotschij Putj" und „Soldat", zerstören die Matern, beschlagnahmen bereits gedruckte Exemplare, versiegeln die Druckerei. Doch litauische Schützen, vom RMK beauftragt, entfernen die Siegel. Unter ihrem Schutz beginnen die Druckereien wieder zu arbeiten.

Justizminister Maljantowitsch ordnet an, alle Bolschewiki, die im Juli verhaftet und später gegen Kaution wieder freigelassen worden waren, erneut festzunehmen.

Im Winterpalais tritt die Regierung zusammen und beschäftigt sich mit der „Prüfung der entstandenen Lage". Man beschließt, die Newa-Brücken aufziehen zu lassen, um die Arbeitervorstädte vom Zentrum zu trennen.

Margarita Fofanowa, wohnhaft Wyborger Seite, Serdobolskaja 1, vier Treppen, kehrt von ihrem täglichen Zeitungseinkauf ohne „Rabotschij Putj" zurück, was ihren illegalen Quartiergast Konstantin Iwanow — in den Fahndungslisten der Polizei und auch sonst als Wladimir Iljitsch Lenin bekannt — stark beunruhigt.

Ab 14 Uhr schließen die Behörden. Um 15 Uhr geht vor dem Winterpalais leichte Artillerie in Stellung. Armeekadetten ziehen als Wachen an Brücken und Bahnhöfen auf.

Als Margarita Fofanowa von der Arbeit heimkehrt, schickt Lenin sie zweimal mit Briefen, in denen er um die Zustimmung des ZK ersucht, seine Illegalität aufgeben zu dürfen, zum Rayonkomitee der Partei. Auf die abschlägigen Antworten schreibt Lenin am Abend einen dritten Brief: „Unter Aufbietung aller Kräfte bemühe ich mich, die Genossen zu überzeugen, daß jetzt alles an einem Haar hängt. Man muß um jeden Preis heute abend, heute nacht die Regierung verhaften ... Man darf nicht warten!! Man kann alles verlieren!!"

Zu seiner Botin sagt Lenin: „Wenn Sie bis elf Uhr nicht zurück sind, werden Sie mich nicht mehr antreffen." Als Margarita Fofanowa kurz vor 23 Uhr zurückkehrt, ist Lenin verschwunden.

Die Regierung läßt sämtliche Telefonanschlüsse des Smolny abschalten, wo am späten Abend das ZEK tagt. Gegen den Aufstand spricht der Menschewik Dan, ständig von Zwischenrufern unterbrochen: „Es reicht ..., haben wir alles oft genug gehört ..., acht Monate warten wir schon ..."

Kostümiert mit einem alten Mantel, schäbiger Mütze und Kopfverband, ist Lenin zum Smolny unterwegs, begleitet von Eino Rachja, einem finnischen Kommunisten. Während sich die Regierungsposten mit anderen Passanten streiten, überqueren sie in deren Rücken die Litejny-Brücke. Als eine berittene Patrouille sie anhält, spielt Rachja den Betrunkenen, Lenin geht unauffällig weiter. Da sie keine gültigen Passierscheine besitzen, verursacht Rachja in der wartenden Menschenmenge vor dem Smolny ein wildes Gedränge. In dem allgemeinen Durcheinander gelingt es beiden, ohne Kontrolle durchzukommen.

Nacht vom 24. zum 25. Oktober

Hilferufe

Telegrafisch befiehlt Kerenski dem General Krassnow, sein Kavalleriekorps gegen Petrograd in Marsch zu setzen. Telefonisch fordert der Sozialrevolutionär Goz, Vorsitzender des noch amtierenden ZEK, von der Nordfront Truppen gegen die Bolschewiki an.

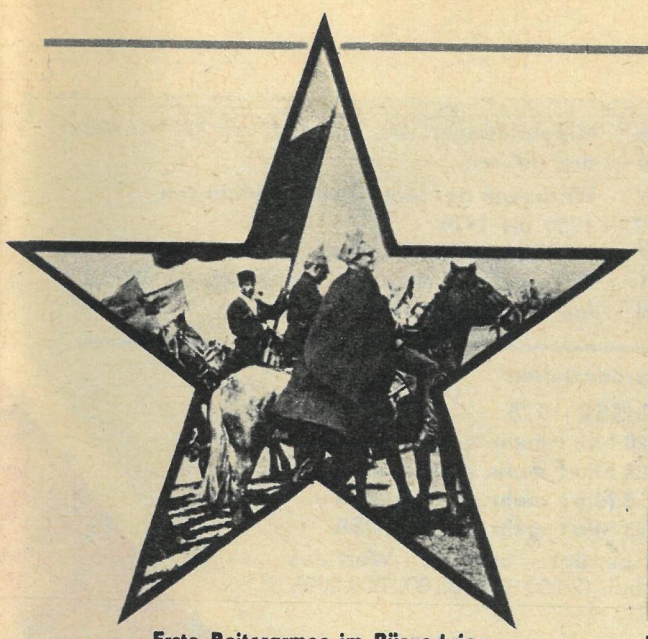
Ab zwei Uhr besetzen revolutionäre Soldaten und Rotgardisten Bahnhöfe, Brücken, Elektrizitätsstationen, die Staatsbank, das Telegrafenamt. Die Telefonleitungen des Militärbezirkskommandos werden getrennt.

Mit einer Kompanie Offiziersschüler versucht ein Oberst, eine

Fortsetzung Seite 31

Arbeiter der Putilow-Werke nach dem Sturz der Regierung

Patrouille revolutionärer Matrosen



Erste Reiterarmee im Bürgerkrieg

Tschitscherin (rechts) in Genua

Hungersnot im Wolgagebiet

STERNSTUNDEN

Achtundvierzig Stunden nach dem Sturm auf das Winterpalais meldete die „New York Times“ Kursstürze an der New Yorker Börse: Die Aktionäre zitterten um ihre Kapitalanlagen im russischen Reich. Allerdings prophezeiten bürgerliche Zeitungen wie „Le matin“ und „Daily Telegraph“ der Sowjetmacht eine Lebensdauer, die zwischen wenigen Stunden und höchstens dreißig Tagen schwankte. Trotzdem trafen sich die deutschen Großindustriellen Thyssen, Stinnes, Vögler, Hugenberg, Kirchdorf, Klöckner und andere in Düsseldorf, um zu beraten, wie sie ihre Vormachtstellung im Osten für alle Ewigkeit sichern könnten. Das Protokoll ihrer Besprechung übersandten sie der Reichsregierung und der Obersten Heeresleitung. Dazu legten sie 500 Millionen Mark für die Finanzierung der Konterrevolution. Auch andere hatten ein Auge auf Rußlands Schätze geworfen. So verkündete USA-Außenminister Lane: „Sibirien stellt ein Neuland dar, das erschlossen werden muß, und wir müssen uns den ersten Platz an diesem Tisch sichern.“ Engländer, Franzosen und Japaner beeilten sich gleichfalls, einen günstigen Platz an diesem Tisch zu ergattern.

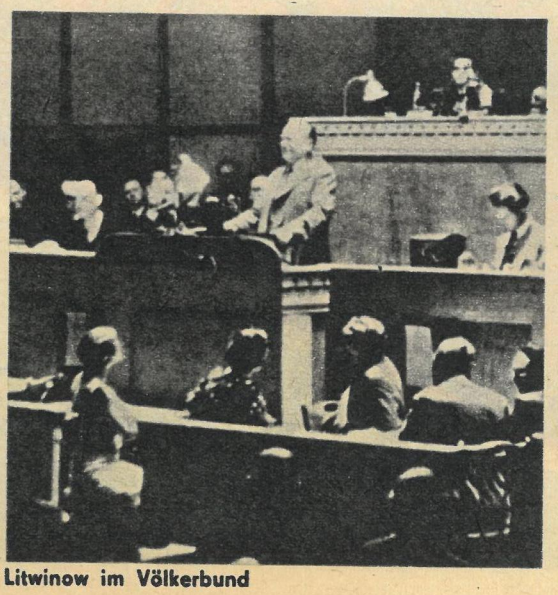
Aber fünf Millionen Arbeiter und Bauern verteidigten ihre eben gewonnene Macht gegen die Intervention. Vierzig Milliarden Rubel betrug der Gesamtschaden dieses Krieges, und das in einem Land, in dem ohnehin Millionen Menschen noch nie ein Steinhaus, nie eine Maschine, nie eine Glühbirne gesehen hatten, in dem auf jeden Einwohner eine motorische Leistung von 0,07 Kilowatt entfiel, in dem ein Arbeiter neun Stunden für eine Leistung benötigte, die ein amerikanischer Arbeiter mit seiner Technik in einer Stunde schaffte. Und diesem Land stellte Lenin die Aufgabe, die „fortgeschrittenen Länder“ ökonomisch einzuholen und zu überholen.

Mit Wasserrädern und Spaten, Schubkarren und Holzkränen, Enthusiasmus und zäher Verbissenheit machte sich das Land daran, den Elektrifizierungsplan zu verwirklichen. Bei der Einweihung eines der ersten Wasserkraftwerke sprach Lenin in Kaschira: „12 000 Kilowatt sind ein bescheidener Anfang. Ein Ausländer, der die amerikanische, deutsche oder schwedische Elektrifizierung kennt, mag vielleicht darüber lachen, doch wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Denen, die damals überheblich lachten, ist das Lachen inzwischen längst vergangen. Mit den heutigen Wasserkraftwerken am Jenissej und an der Lena, die für Endkapazitäten von 6,4 und 7,5 und bis zu 20 Millionen Kilowatt gebaut oder projektiert werden, können sich höchstens Vorhaben amerikanischer Firmen in Brasilien und Argentinien messen.

Die ersten Schritte aus der wirtschaftlichen Katastrophe tat das Land, ausgestoßen von der übrigen Welt durch eine Blockade gegen allen Waren-, Bank-, Transport- und Nachrichtenverkehr. Auch in der Politik und Diplomatie weigerte sich die übrige Welt, den neuen Staat für voll zu nehmen. Als Tschitscherin, der Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, auf der internationalen Wirtschaftskonferenz in Genua Lenins bereits 1919 ausgearbeitete Konzeption der friedlichen Koexistenz darlegte und den Vorschlag einer Weltabrüstungskonferenz unterbreitete, versuchte Englands Premier-

Fortsetzung Seite 30

Traktoren des ersten Fünfjahrplans



Litwinow im Völkerbund

Staudamm am Dnepr

STERNSTUDEN

Eingeholt und überholt

„Die ganze Angelegenheit wird in fünf Tagen erledigt sein." USA-Botschafter Francis am 7. November 1917 in einem Telegramm an seine Regierung.

Heute produziert die Industrie der UdSSR pro Jahr mehr als die ganze Welt 1950.

Anteil an der Weltindustrieproduktion
Rußland 1917: knapp über 4 Prozent
UdSSR 1977: 20 Prozent – erster Platz in Europa, zweiter in der Welt.

In 2½ Tagen produziert die UdSSR 1977 so viele Industrieerzeugnisse wie Rußland im ganzen Jahr 1913. An einem Tag produziert die UdSSR soviel Elektroenergie wie Rußland vor 1917 in 1½ Jahren. An einem Tag fördert die UdSSR soviel Erdöl wie Rußland vor 1917 in 53 Tagen. An einem Tag produziert die UdSSR soviel Stahl wie Rußland vor 1917 in 35 Tagen. An einem Tag produziert die UdSSR soviel Mineraldünger wie Rußland vor 1917 in über drei Jahren.

Wachstum der Industrieproduktion von 1950 bis 1976
UdSSR um das 10fache; USA um das 2,9fache; BRD um das 4,8fache; Frankreich um das 3,7fache; Italien um das 5,6fache.

Gemessen an der Jahresproduktion der USA produzierten

	Rußland 1913	UdSSR 1976
Erdöl	27 Prozent	120 Mio t mehr als die USA
Stahl	15 Prozent	25 Mio t mehr als die USA
Mineraldünger	3 Prozent	5 Mio t mehr als die USA
Zement	13 Prozent	53 Mio t mehr als die USA

Das gegenwärtige Volksvermögen der UdSSR beträgt – ohne den Wert des Bodens und der Wälder – zwei Trillionen Rubel (2 000 000 000 000 000 000).

Verlängertes Leben

Es wird Zeit, „das bolschewistische Baby in seiner Wiege zu erwürgen". Winston Churchill, britischer Munitionsminister, kurz nach der Oktoberrevolution

Sterblichkeit pro Jahr **Lebenserwartung**
vor 1917: 29,1 auf 1000 Einwohner 1917: 32 Jahre
1976: 9,5 auf 1000 Einwohner 1976: 70 Jahre
Auf je 10 000 Einwohner der UdSSR kommen heute 33,4 Ärzte.

Das Realeinkommen der Arbeiter erhöhte sich von 1940 bis 1976 auf das 3,6fache, das der Bauern auf das 6fache.

Monatseinkommen von 100 Rubeln pro Familienmitglied
1965 – 4 Prozent der Bevölkerung
1976 – 38 Prozent der Bevölkerung
1980 – ca. 50 Prozent der Bevölkerung

Übererfüllte Utopie

„Wenn dieser Fünfjahrplan in tünfzig Jahren erfüllt würde, so wäre das grandios, so aber ist er eine Utopie." Ein deutscher Industrieller 1929 über den 1. Fünfjahrplan

Investitionen
1. Fünfjahrplan: 8,8 Mrd. Rubel
4. Fünfjahrplan: 47,4 Mrd. Rubel
9. Fünfjahrplan: 493,0 Mrd. Rubel
10. Fünfjahrplan: 621,4 Mrd. Rubel
Investitionen 1918–1977 insgesamt: 1703 Mrd. Rubel

Investitionen für Produktionsmittel
1. Fünfjahrplan: 10 %
4. Fünfjahrplan: 23 %
10. Fünfjahrplan: 34 %

Investitionen in der Landwirtschaft
1. Fünfjahrplan: 15,6 %;
1976: 20,6 %

In Serienproduktion gegangene Industrieerzeugnisse
8. Fünfjahrplan: 8400 –
9. Fünfjahrplan: 16 500

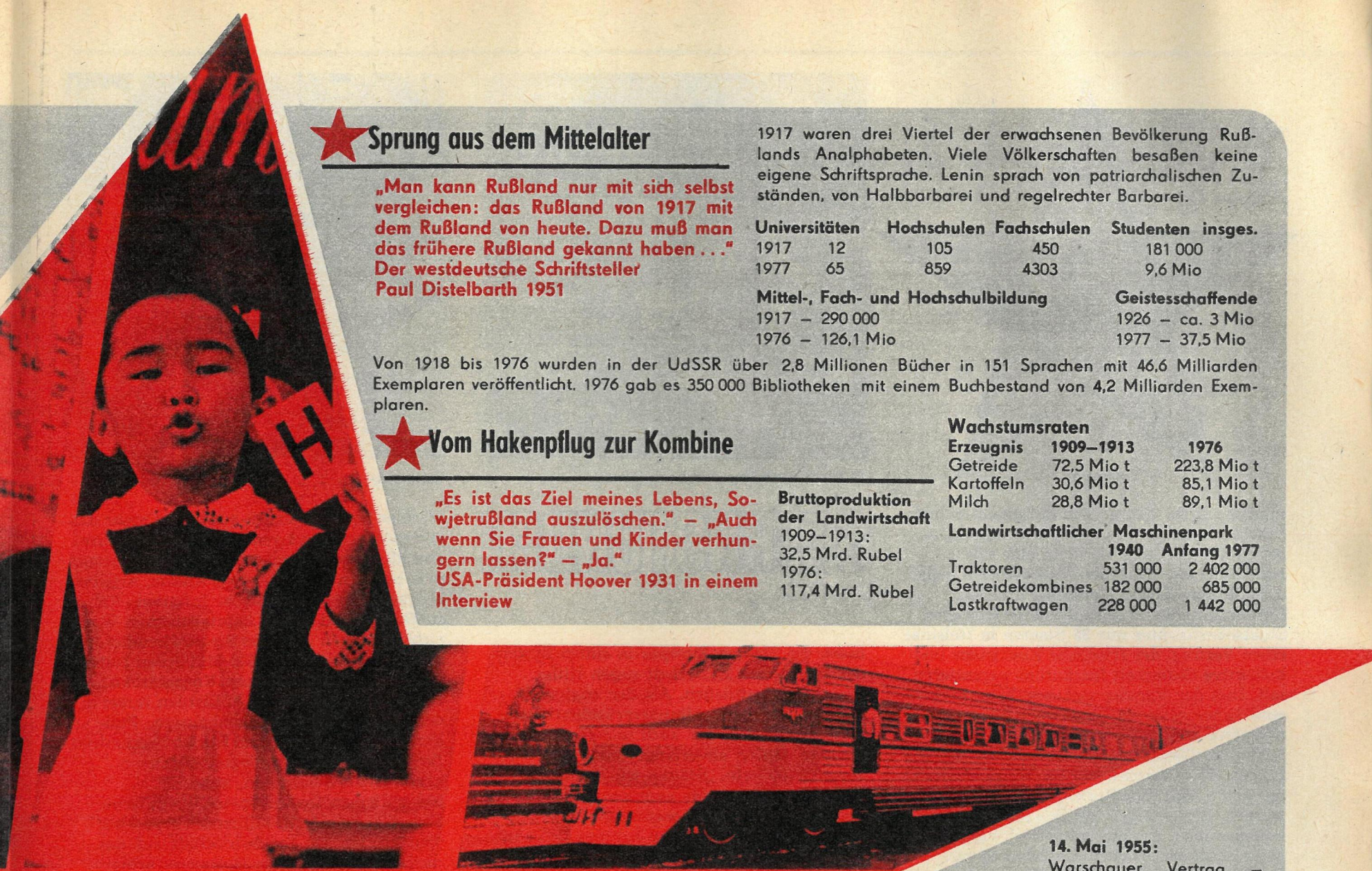
Neuentwickelte Maschinen und Ausrüstungen
5. Fünfjahrplan: 4345 –
allein 1976: 3795

Unerschöpfliche Goldmine

„Rußland ist ... seinen künftigen Entwicklungskeiten nach die Kornkammer, das Fischereigebiet stapelplatz, das Kohlenbergwerk, die Gold-, Silber- der Welt." Die Zeitschrift „Der japanische Handel

Neue Technik
1976 wurden 542 000 Arbeiter durch 633 000 Modernisierungsmaßnahmen für andere Aufgaben freigestellt – wirtschaftlicher Nutzen insgesamt: 3980 Mio Rubel.

Erfinder und Rationalisatoren
1965: 2 935 000 –
1976: 4 444 000



Sprung aus dem Mittelalter

„Man kann Rußland nur mit sich selbst vergleichen: das Rußland von 1917 mit dem Rußland von heute. Dazu muß man das frühere Rußland gekannt haben . . ."
Der westdeutsche Schriftsteller Paul Distelbarth 1951

1917 waren drei Viertel der erwachsenen Bevölkerung Rußlands Analphabeten. Viele Völkerschaften besaßen keine eigene Schriftsprache. Lenin sprach von patriarchalischen Zuständen, von Halbbarbarei und regelrechter Barbarei.

Universitäten		Hochschulen	Fachschulen	Studenten insges.
1917	12	105	450	181 000
1977	65	859	4303	9,6 Mio

Mittel-, Fach- und Hochschulbildung	Geistesschaffende
1917 – 290 000	1926 – ca. 3 Mio
1976 – 126,1 Mio	1977 – 37,5 Mio

Von 1918 bis 1976 wurden in der UdSSR über 2,8 Millionen Bücher in 151 Sprachen mit 46,6 Milliarden Exemplaren veröffentlicht. 1976 gab es 350 000 Bibliotheken mit einem Buchbestand von 4,2 Milliarden Exemplaren.

Vom Hakenpflug zur Kombine

„Es ist das Ziel meines Lebens, Sowjetrußland auszulöschen." – „Auch wenn Sie Frauen und Kinder verhungern lassen?" – „Ja."
USA-Präsident Hoover 1931 in einem Interview

Bruttoproduktion der Landwirtschaft
1909–1913:
32,5 Mrd. Rubel
1976:
117,4 Mrd. Rubel

Wachstumsraten

Erzeugnis	1909–1913	1976
Getreide	72,5 Mio t	223,8 Mio t
Kartoffeln	30,6 Mio t	85,1 Mio t
Milch	28,8 Mio t	89,1 Mio t

Landwirtschaftlicher Maschinenpark

	1940	Anfang 1977
Traktoren	531 000	2 402 000
Getreidekombines	182 000	685 000
Lastkraftwagen	228 000	1 442 000

Vom Smolny zur UNO

„. . . wer glaubt, . . . daß man bloß ein paar Worte über den Frieden zu verlieren brauche, damit die Bourgeoisie ihn uns auf dem Teller präsentiere, muß ein sehr naiver Mensch sein . . ."

Lenin am 5. Dezember 1917

8. November 1917:
Dekret über den Frieden – das erste Wort der revolutionären Sowjetmacht an die Welt.

10. April 1922:
Konferenz von Genua – Sowjetrußland verkündet die Grundsätze der friedlichen Koexistenz.

30. November 1927:
Konvention über vollständige Abrüstung – Vorschlag der UdSSR, alle Armeen aufzulösen, alle Waffen zu vernichten, jede Rüstungsproduktion zu untersagen.

21. September 1938:
Die UdSSR fordert im Völkerbund kollektive Aktion gegen Hitlers drohenden Überfall auf die ČSR – die Westmächte opfern die ČSR durch das Münchner Abkommen.

17. April 1939:
UdSSR schlägt Frankreich und Großbritannien einen Beistandspakt vor – der letzte Versuch, den zweiten Weltkrieg zu verhindern.

2. August 1945:
Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens – die UdSSR ist bereit, die Kriegskoalition im Frieden fortzusetzen.

14. Mai 1955:
Warschauer Vertrag – Schutzbündnis des Sozialismus.

20. Juli 1955:
UdSSR-Vorschlag für kollektive Sicherheit in Europa – Alternative zur Spaltung in Militärblöcke.

5. August 1963:
Vertrag über Verbot von Kernwaffenversuchen in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser – für die UdSSR nur ein Schritt zur totalen Abrüstung.

20. Januar 1965:
Warschauer Pakt schlägt Einberufung einer europäischen Sicherheitskonferenz vor – zehn Jahre vor Helsinki.

3. September 1971:
Vierseitiges Abkommen über Westberlin – Entschärfung der „billigsten Atombombe" des Westens.

29. Mai 1972:
Vereinbarung UdSSR–USA über gegenseitige Beziehungen – USA akzeptieren die friedliche Koexistenz.

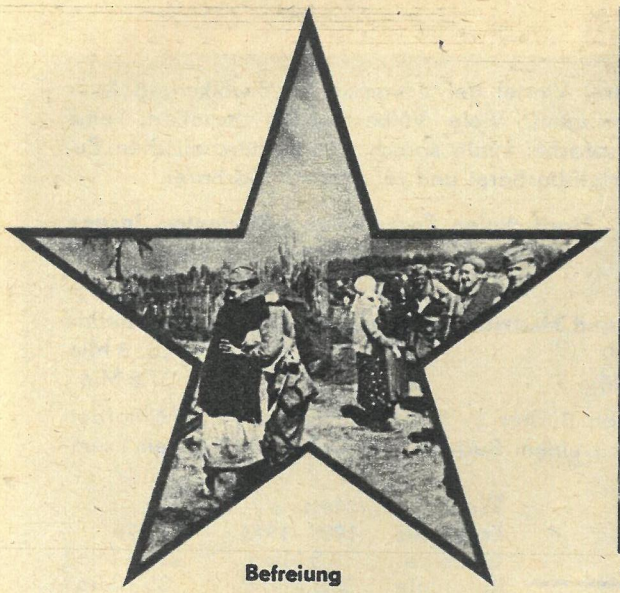
1. August 1975:
Schlußakte von Helsinki unterzeichnet – Europas Chance für dauerhaften Frieden.

28. September 1976:
UNO-Vorschlag der UdSSR für Weltvertrag über Gewaltverzicht – auf den Spuren des Dekrets über den Frieden 1917.

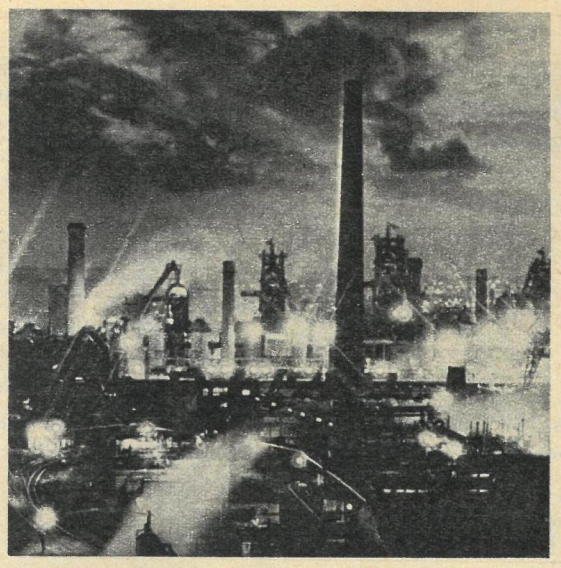
ngsmöglich-
biet, der Holz-
er- und Platinmine
lelsmann" 1918

Eingeführte Verbesserungsvorschläge

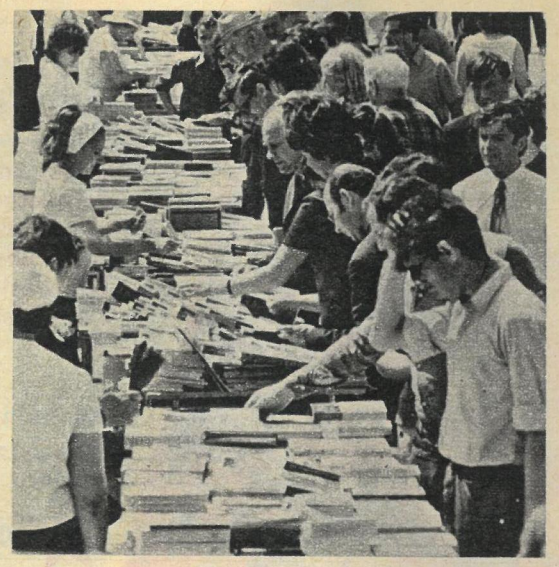
1965: 2 841 000	1976: 4 030 000
– ökonomischer Nutzen:	– ökonomischer Nutzen:
1908 Mio Rubel	4910 Mio Rubel



Befreiung



Wiederaufgebautes Kombinat Donezk



Buchbasar

STERNSTUNDEN

minister Lloyd George sich mit einem billigen Scherz aus der Affäre zu ziehen: Angesichts seines hohen Alters werde er eine solche Konferenz kaum erleben, Tschitscherin möge deshalb von seinem Vorschlag absehen. Dreiundfünfzig Jahre später unterschrieben Staatsoberhäupter aus 35 Staaten in Helsinki einen Vertrag, der friedliche Koexistenz und kollektive Sicherheit für Europa garantieren soll. Daß der Vertrag zustande kam, hing vom Lebensalter des englischen Premierministers am allerwenigsten ab.

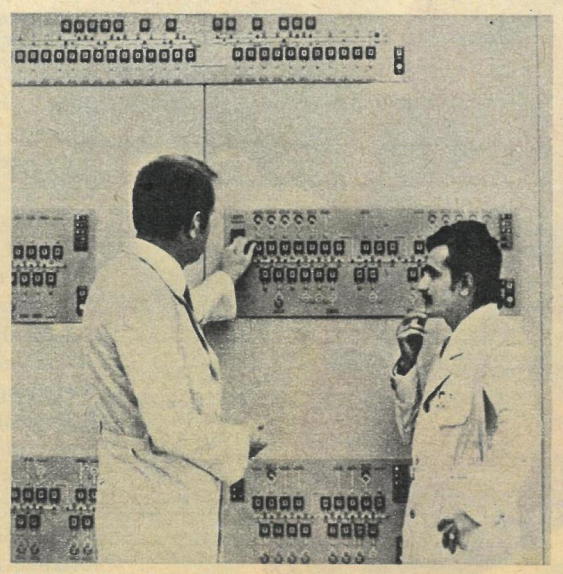
Schon vor Genua sagte Lenin voraus, daß die „allgemeinen Verhältnisse der Weltwirtschaft" die kapitalistischen Regierungen zwingen werden, Beziehungen mit Sowjetrußland aufzunehmen. Als die große Weltwirtschaftskrise ausbrach, wurden die Exporte von Fertigerzeugnissen in die Sowjetunion für manchen Industriebetrieb Westeuropas zum Rettungsanker. Auch jene deutschen Industriellen, die seinerzeit Programme und Geld zum Sturz der Sowjetmacht geliefert hatten, ließen sich nun vom „roten Handel" anlocken und reisten nach Moskau, um über kontinuierliche Lieferungen zu verhandeln. Gleichzeitig nahm die krisenfreie Wirtschaft der Sowjetunion ihren ersten Fünfjahrplan in Angriff. Im Laufe weniger Jahre entstanden das metallurgische Kombinat in Magnitogorsk, Land- und Werkzeugmaschinenfabriken in Tscheljabinsk und Swerdlowsk, die 1400 Kilometer lange Turksib-Eisenbahnlinie und andere Großbauten. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg gewann die Sowjetunion auch außenpolitisch an Gewicht. Trotzdem gelang es dem sowjetischen Vertreter Litwinow im Völkerbund nicht, die Staaten Europas in einem System der kollektiven Sicherheit gegen Hitler zusammenzuschließen. Als der englische Labourführer und Ministerpräsident Attlee nach dem Krieg, der auch seinem Land schwere Opfer abverlangt hatte, die Überzeugung äußerte: „Hätten wir damals die Vorschläge Litwinows angenommen, wäre uns der zweite Weltkrieg erspart geblieben", war es leider zu spät. Seitdem kann es sich auch die stärkste Macht der kapitalistischen Welt nicht mehr leisten, Vorschläge der Sowjetunion zur Verhinderung eines atomaren Krieges, zur Abrüstung, zur Zusammenarbeit in den Wind zu schlagen.

Lange Jahre wurden in den USA „fast alle wichtigen Ereignisse und Erscheinungen in der UdSSR seit der Revolution der Bolschewiki falsch beurteilt", sagte der amerikanische Professor Neal Anfang der sechziger Jahre. Jetzt ist die Zeit der Einsichten gekommen. Selbst ein Mann wie der USA-Senator Fulbright kann nicht mehr leugnen, daß die Sowjetmacht „das zurückgebliebene Rußland zu Lebzeiten einer Generation in eine moderne industrielle Großmacht verwandelt" hat. Seine abschwächende Behauptung, dies sei „nicht auf das kommunistische System zurückzuführen", widerlegt sich selbst: Wäre Rußland den kapitalistischen Weg weitergegangen, so wäre es heute natürlich auch nicht mehr das rückständige Land von einst, aber es wäre von all den Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus befallen – stockendem Absatz, Arbeitslosigkeit, Preiserhöhungen, Inflation, Rohstoffkrise. Weil es den kapitalistischen Weg nicht gegangen ist, kann die Sowjetunion im zehnten Fünfjahrplan 525 Milliarden Rubel für den gesellschaftlichen Konsumtionsfonds bereitstellen, kann sie 7 Milliarden Rubel in den Neubau von Krankenhäusern, Polikliniken, Sanatorien und Forschungszentren für Onkologie, Kardiologie, Augenkrankheiten investieren, kann sie 550 Millionen Quadratmeter Wohnfläche bauen, kann sie 170 Milliarden Rubel aufwenden, um die Landwirtschaft auf das modernste industrielle Niveau zu bringen, kann sie jährlich 300 neue Großbetriebe ihrer Bestimmung übergeben.

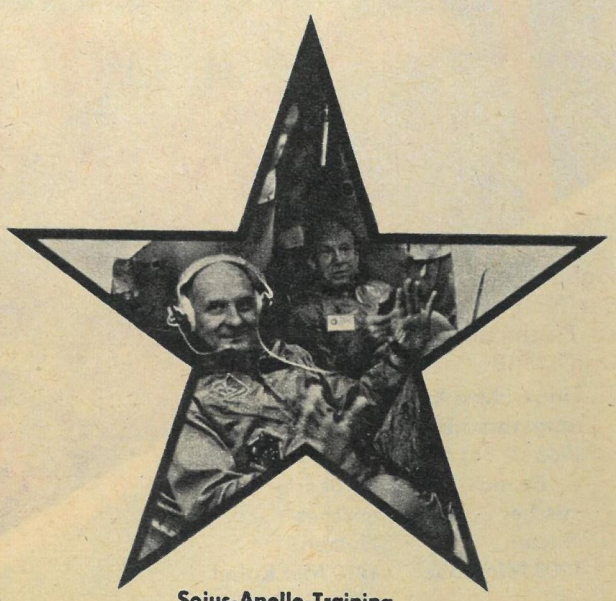
Trotz der Beschränktheit seiner Einsichten unterscheidet sich Senator Fulbright vorteilhaft von dem prominenten Bonner CDU-Politiker von Hassel. Zum fünfzigsten Jahrestag der Oktoberrevolution verlangte der ehemalige Bonner Kriegsminister tatsächlich, „der Westen" müsse nun endlich etwas tun, damit nicht „im Jahre 2000 die Oktoberrevolution zum 83. Male begangen" werde. Unterdessen feiern wir die Wiederkehr der Sternstunde vom Oktober 17 zum sechzigsten Mal und werden sie, wenn sich außer einigen Fachhistorikern niemand mehr an Herrn von Hassel erinnert, zum dreiundachtzigsten Mal begehen.

Text und Statistik: Marlies Dieckmann
Fotos: FW-Archiv, APN, TASS, ZB

Kombines in der Ernte



Sowjetischer Ingenieur im Iran



Sojus-Apollo-Training

Oktober 1917
Die letzten drei Tage zwischen Smolny und Winterpalais

von Rotgardisten besetzte Druckerei, in der revolutionäre Aufrufe gedruckt werden, zurückzuerobern. In Minuten strömt eine aufgebrachte Menschenmenge vor dem Gebäude zusammen. Der erschrockene Oberst bittet die Rotgardisten, ihn und seine Leute in Schutzhaft zu nehmen und in die Peter-Pauls-Festung zu bringen. Das geschieht.

Mittwoch, 25. Oktober

Ultimatum und Blindschüsse

Die Straßenbahnen verkehren, die Geschäfte sind geöffnet, an den Hauswänden kleben frische Plakate gegen den Aufstand. „Rabotschij Putj" erscheint mit der Schlagzeile: „Alle Macht den Sowjets der Arbeiter, Soldaten und Bauern! Frieden, Land, Brot!"

Um 10 Uhr übergibt das RMK der Presse einen von Lenin geschriebenen Aufruf „An die Bürger Rußlands", der anschließend als Funkspruch im Land und an der Front verbreitet wird: „Die Provisorische Regierung ist gestürzt ..."

Um 11.30 Uhr verläßt Kerenski die Stadt und fährt im Auto in Richtung Luga, um Truppen gegen die Revolution zu mobilisieren.

Zur Mittagsstunde besetzen Aufständische das Marienpalais, in dem das Vorparlament tagt. Der Ältestenrat protestiert und ruft die Abgeordneten im Sitzungssaal zusammen. Die Matrosen und Soldaten warten geduldig, bis auch das Plenum protestiert hat und der Vorsitzende Awksjentjew bekanntgibt, daß die Abgeordneten über den Termin der nächsten Sitzung schriftlich benachrichtigt werden.

Am frühen Nachmittag spricht Lenin vor dem Petrograder Sowjet: „Von nun an tritt Rußland in eine neue Epoche seiner Geschichte ein, und diese dritte russische Revolution muß in ihrem Endergebnis zum Sieg des Sozialismus führen."

Um 18 Uhr ist das Winterpalais eingeschlossen. Die Minister hokken apathisch in den Sesseln des Malachitsaals. Per Telefon versichern ihnen die Büros ihrer Parteien, die Bolschewiki seien völlig isoliert.

Am frühen Abend überbringen zwei Melder dem Winterpalais ein Ultimatum, für das RMK unterzeichnet von Antonow-Owsejenko, für die Peter-Pauls-Festung vom Kommissar Blagonrawow: Kapitulation oder Beschießung durch den Kreuzer „Aurora" und die Festung — Bedenkzeit zwanzig Minuten.

Der Newski-Prospekt ist von Menschenmassen überflutet. Herren in eleganten Pelzmänteln stürzen sich an jeder Straßenecke in erbitterte Diskussionen, ihre Damen beschimpfen mit kreischenden Stimmen revolutionäre Wachtposten. Als Zeitungsverkäufer den druckfrischen „Rabotschij i soldat" ausrufen, reißt sich das bürgerliche Publikum um das bolschewistische Blatt — Schlagzeile in riesigen Lettern: Sieg der proletarischen Revolution! — und bietet fünf, zuletzt zehn Rubel für ein Exemplar.

Da das Ultimatum trotz verlängerter Bedenkzeit unbeantwortet bleibt, feuern „Aurora" und Festung blinde Schüsse, die den revolutionären Kommandos auf dem Schloßplatz das Signal geben für heftiges MG- und Gewehrfeuer auf das Winterpalais, das die Verteidiger erwidern.

Keinen Gewehrschuß vom Schloßplatz entfernt, strömen die Zuschauer aus den gutbesuchten Theatern. Schaljapin, der berühmte Bassist, so hört man, soll in Verdis „Don Carlos" wieder unvergleichlich gewesen sein ...

Gegen 23 Uhr eröffnet Dan den II. Sowjetkongreß. Von 649 Delegierten sind 390 Bolschewiki. Mit Pfiffen und Spott begleitet, verläßt ein verlorenes Häuflein Menschewiki und rechter Sozialrevolutionäre den Kongreß. Ihr Sprecher prophezeit: „Die Schläge, die in diesem Moment auf das Winterpalais fallen, nageln den Sarg der Partei, die dieses Abenteuer gewagt hat." In das Präsidium werden Bolschewiki und sechs linke Sozialrevolutionäre gewählt.

Die etwa siebzig Auszügler ziehen, Arm in Arm mit bürgerlichen Politikern und Offizieren, zum Winterpalais. An der Spitze Bürgermeister Schrejder und Ex-Minister Prokopowitsch, die, gemäß telefonischer Vereinbarung mit den belagerten Ministern, als Erkennungszeichen Laternen tragen. Von Matrosen aufgehalten, deklamiert Schrejder: „Wir bieten unsere Brust euren Gewehren dar ..." Die Matrosen winken ab: „Wir schießen nicht auf Wehrlose. Aber das Fell werden wir euch versohlen. Und jetzt ab nach Hause ..." Schrejder steigt auf eine Kiste und hält, mit dem Regenschirm fuchtelnd, eine Ansprache, in der wiederholt das Wort Würde vorkommt. Darauf macht die Kolonne kehrt und marschiert zur Stadtduma, wo sie ein „Komitee zur Rettung des Vaterlandes" gründet.

Nacht vom 25. zum 26. Oktober

Ende und Anfang

Im letzten Telefongespräch aus dem Winterpalais fleht Minister Kischkin das Parteibüro der Kadetten um Hilfe an — wenigstens bis Kerenski mit Truppen kommt (Kerenski kommt nie mehr, weder mit noch ohne Truppen): „Was ist das für eine Partei", schreit Kischkin, „die nicht imstande ist, auch nur dreihundert Bewaffnete zu schicken?"

Um 2.10 Uhr ist das Winterpalais besetzt. Die Minister werden in die Peter-Pauls-Festung abgeführt.

Zwischen 5 und 6 Uhr morgens nimmt der Sowjetkongreß gegen zwei Stimmen bei zwölf Enthaltungen eine Entschließung an: „Gestützt auf den in Petrograd vollzogenen siegreichen Aufstand der Arbeiter und der Garnison, nimmt der Kongreß die Macht in seine Hände."

Donnerstag, 26. Oktober

Alles ruhig an der Newa

Geschäfte und Restaurants öffnen, Behörden und Banken bleiben geschlossen. Auf der Börse herrscht Panik. Die antibolschewistischen Morgenzeitungen sagen den baldigen Zusammenbruch des „Abenteuers" voraus. Das „Komitee zur Rettung des Vaterlandes" ruft die Bürger auf, der neuen Macht „die Anerkennung zu versagen": „Gehorcht ihren Anordnungen nicht! Erhebt euch für die Verteidigung des Landes ..." Das ist die Stimme des Bürgerkrieges.

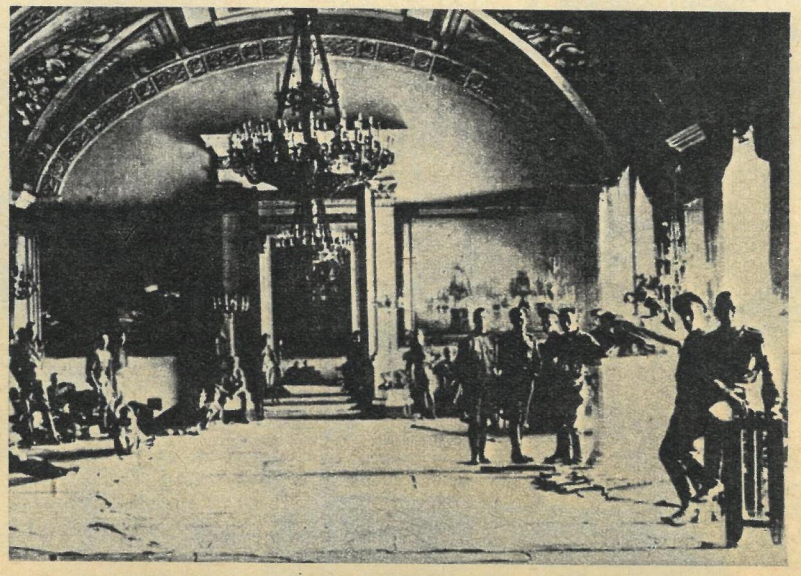
Die „Iswestija", zum letztenmal vom alten ZEK redigiert, behauptet: „Was den Sowjetkongreß anbelangt, erklären wir, daß es keinen Sowjetkongreß gegeben hat!"

Der „Bote der Provisorischen Regierung" erscheint, obwohl es keine Provisorische Regierung mehr gibt, noch einmal und begründet sein Ausbleiben am Vortag mit einer „Unterbrechung des elektrischen Stroms". Unter der Rubrik „Administrative Nachrichten" warnt ein Rundschreiben des Innenministers Nikitin, der unterdessen schon in seiner Zelle sitzt, davor, „sich durch falsche Gerüchte über Ereignisse in Petrograd, wo alles ruhig ist, irreführen zu lassen".

Am Abend spricht Lenin auf der zweiten Sitzung des Sowjetkongresses. Sein erster Satz lautet: „Wir werden jetzt mit dem Aufbau der sozialistischen Ordnung beginnen." Um 22.35 Uhr nimmt der Kongreß einstimmig das Dekret über den Frieden an. Stehend singt die Versammlung die Internationale und, im Gedenken an die Gefallenen, den Trauermarsch „Unsterbliche Opfer". Um 2 Uhr nachts Abstimmung über das Bodendekret: angenommen gegen eine Stimme bei acht Enthaltungen. In der fünften Morgenstunde hat Rußland eine neue Regierung, die erste Arbeiter- und Bauernregierung der Geschichte. Lenin wird Vorsitzender des Rates der Volkskommissare. Um 5.15 Uhr ist der Kongreß beendet. In der Stadt herrscht, wie der gewesene Minister Nikitin richtig vermutete, Ruhe.

Text: Ernst Degner
Fotos: FW-Archiv, APN

Schutztruppe der Regierung im Winterpalais vor dem Sturm

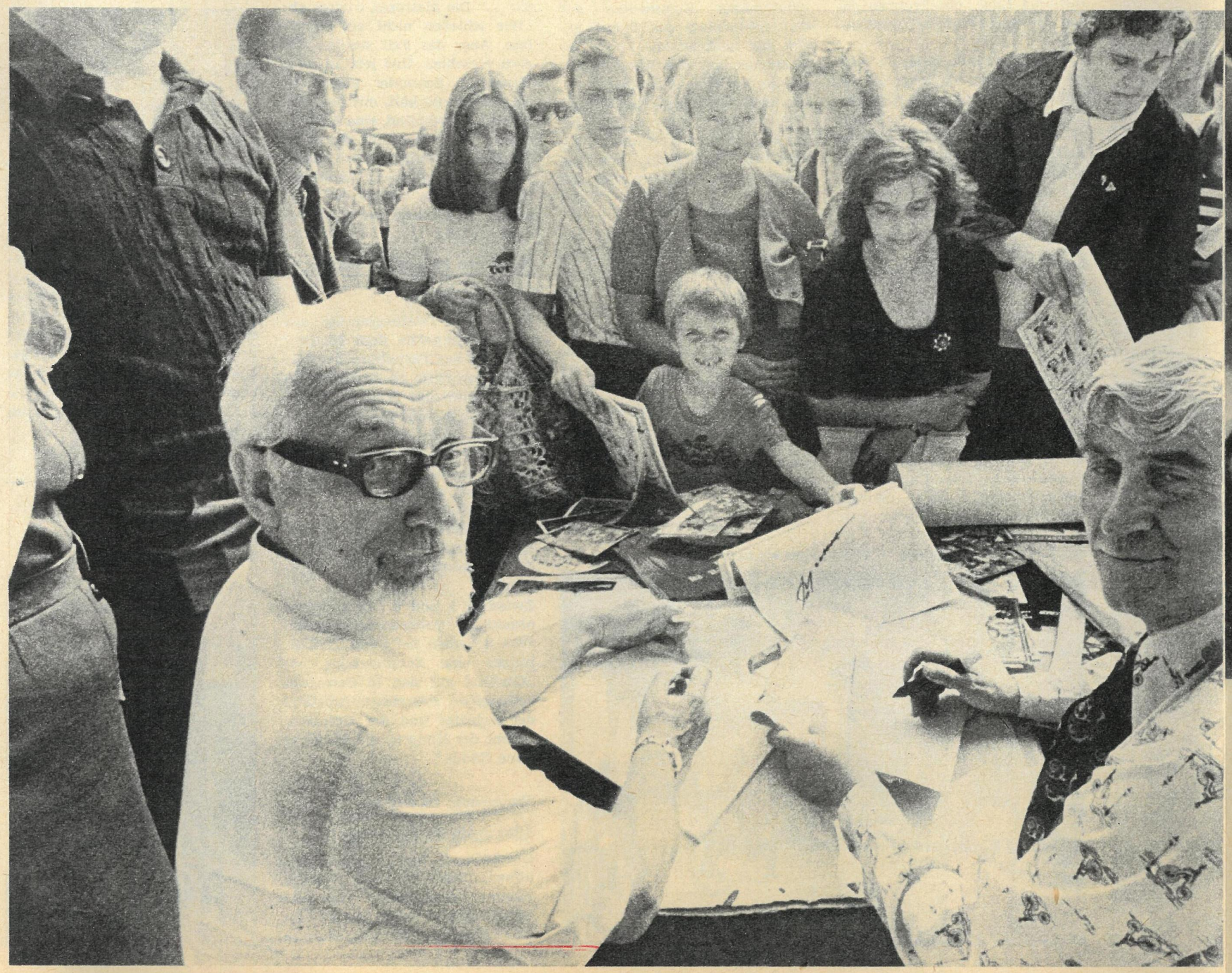


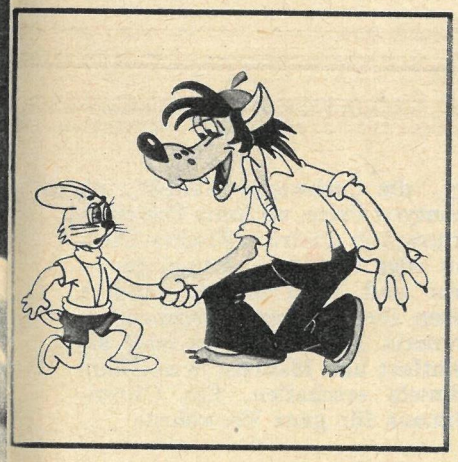
Trauer um die Opfer der Revolution

„Grüß dich, Hase! Es ist nötig, / heute ernst mit dir zu sprechen. / Denn es geht nicht, daß wir beide / bisher deutsch nur radebrechen! / ... Unsre Serien-‚Väter' sagen,/daß wir bald schon wieder starten: / nach Berlin – na, und so weiter, / wo Millionen auf uns warten ... Darum: Laß uns fleißig üben ... – / russisch: ‚Sajez', das heißt Hase! / ‚Wolk' heißt Wolf, doch laß die Scherze: / Näsle das nicht durch die Nase! / ... Im ‚shurnal', auf gut deutsch: Zeitschrift, / wird mein ‚pogodi' erschallen – / als ‚Na warte!' und dann weißt du: / dich bedrohen meine Krallen ..."

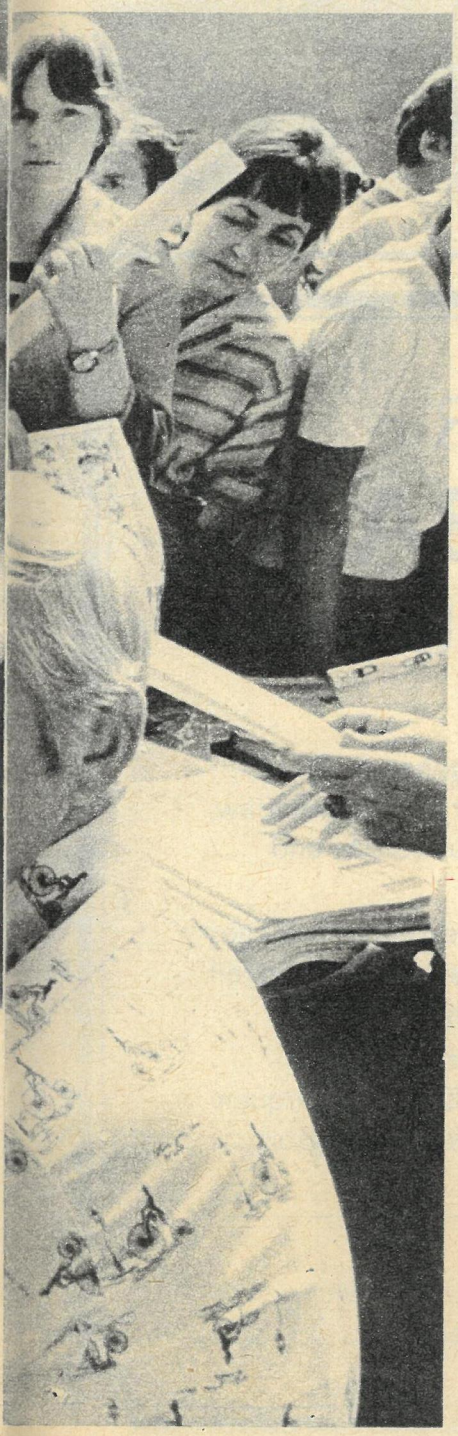
„Hase & Wolf" - auf ein Neues?

Swjatoslaw Russakow (l.) und Wjatscheslaw Kotjunuschkin und 0,000 000 17% Vertreter der Fans von Hase & Wolf in der DDR



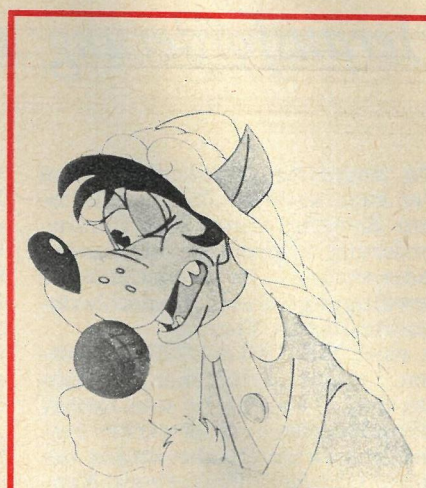


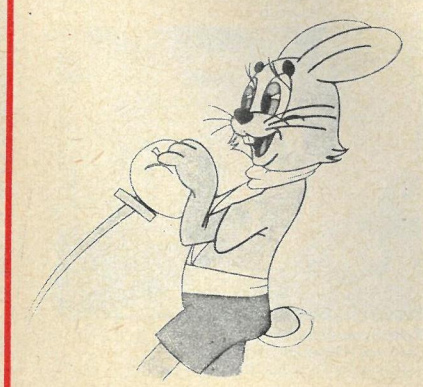
Der Wunsch von Millionen Kindern – endlich erfüllt? Der Wolf, den Kopf verloren, doch besiegt! Allerdings – nur für Augenblicke. Zeichner Russakow gesteht: „Schön wär's!" Doch die Jagd muß weitergehen . . .



Vom Winter bis zum Sommer, und so unerbittlich wie vergeblich, jagte der Wolf den Hasen. Doch dabei führten sich Hase & Wolf auf die beste – weil spaßige! – Weise bestens ein: bei klein und groß (ja, man weiß doch: In jedem Manne steckt ein Kind!). Nachdem es dreißigmal in FREIE WELT geheißen hatte: NA WARTE!, ging von Berlin ein Brief nach Moskau, ungefähr des Inhalts: „Na, wir warten!" – Also folgten den Kindern ihres Schöpferfleißes die Geistesväter sozusagen „auf dem Fuße": Hase-und-Wolf-Zeichner Russakow sowie Hase-und-Wolf-Regisseur Kotjunuschkin. Beide kamen, eigentlich, um bei uns, im neuen Berlin, viel zu sehen. Aber, mit Vorbedacht, hatten wir es so eingerichtet, daß sie zugleich viel gesehen wurden. Zum Beispiel auf dem Alexanderplatz – von Tausenden Besuchern des Solidaritätsbasars der DDR-Journalisten. Und nach mehrstündigem Händeschütteln und Autogrammschreiben waren sie – Hand aufs Herz! – restlos davon überzeugt, daß es inzwischen sicher unmöglich ist, die DDR-Anhänger von Hase & Wolf zu zählen. Wahrscheinlich übertreffen diese noch die Anzahl der allabendlich flimmernden Fernsehgeräte, und dies sind bereits 4,5 Millionen! – Es ist klar, daß soviel Fans verpflichten, beispielsweise: FREIE WELT das Versprechen zu geben, daß Hase & Wolf im neuen Jahr aufs neue (exklusiv) zu neuen Jagden aufbrechen. Wie lange? Wir hoffen: solange dem Wolf und Hasen – genauer: ihren Schöpfern – der „Atem reicht". Und das ist weniger eine Frage der Ideen, sondern der Zeit, an der es den Mitarbeitern von Sojusmultfilm Russakow und Kotjunuschkin, derzeit mit weiteren Hase-und-Wolf-Folgen beschäftigt, begreiflicherweise recht mangelt. Doch stellvertretend für alle Kinder versprach es Swjatoslaw Russakow den Pionieren der Berliner Wilhelm-Pieck-Oberschule: Hase & Wolf kommen wieder! Sowohl auf den Fernsehschirmen wie auf den Seiten von FREIE WELT. Zum Dank fragten ihn die Schüler wahrhaftig „Löcher in den Bauch", und die vielleicht kindlich-originellste Frage war: „Wie finden eigentlich Ihre Kinder die Figuren Hase und Wolf?" Die Antwort: „Ach, zum Glück – unsere Tochter ist schon erwachsen, und der Enkel ist zum Kritisieren noch zu klein!" Lustig? Ja. Listig auch. Ganz klar: Wer den Hasen und den Wolf erschaffen hat, muß lustig und listig sein.

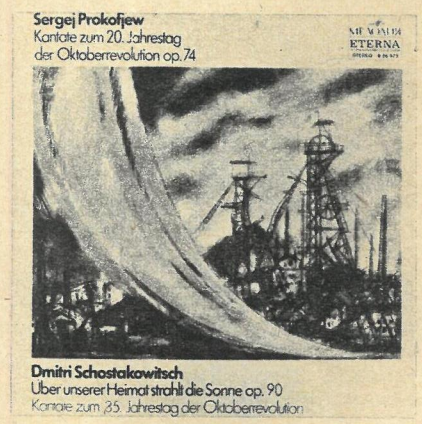
Fotos: Paszkowiak (1), Schreiber (3)
Text: Helmuth Pelzer





Herausforderung und Vergleich

Die siegreiche Oktoberrevolution war stets auch für die profiliertesten Künstler ihrer Zeit Herausforderung zu produktiver Auseinandersetzung, zu künstlerischer Bewältigung dieses menschheitsgeschichtlichen Themas.
In einer MELODIA/ETERNA-Edition, jüngst erschienen, werden von *Sergej Prokofjew* und *Dmitri Schostakowitsch* Chorwerke vorgestellt, gewidmet Jahrestagen des Roten Oktober. Prokofjews Kantate op. 74, erarbeitet zwischen 1935 und 1937, ist der Versuch, dem großen Anlaß mit einer gewaltigen und anrührenden Chorsinfonie gerecht zu werden. Als Experiment blieb sie lange unbeachtet, bis zur Uraufführung 1966 in einer von Kyrill Kondraschin arrangierten Fassung.
Schostakowitschs kleine Kantate „Über unserer Heimat strahlt die Sonne" entstand, wie bereits das drei Jahre zuvor komponierte Oratorium „Das Lied von den Wäldern", nach einem Text des Lyrikers Jewgeni Dolmatowski. Bewegend und interessant der Vergleich der unterschiedlichen Auffassungen beider Meister zu einem Thema, den die vorliegende Ausgabe (MELODIA/ETERNA 8 26 973) erlaubt.

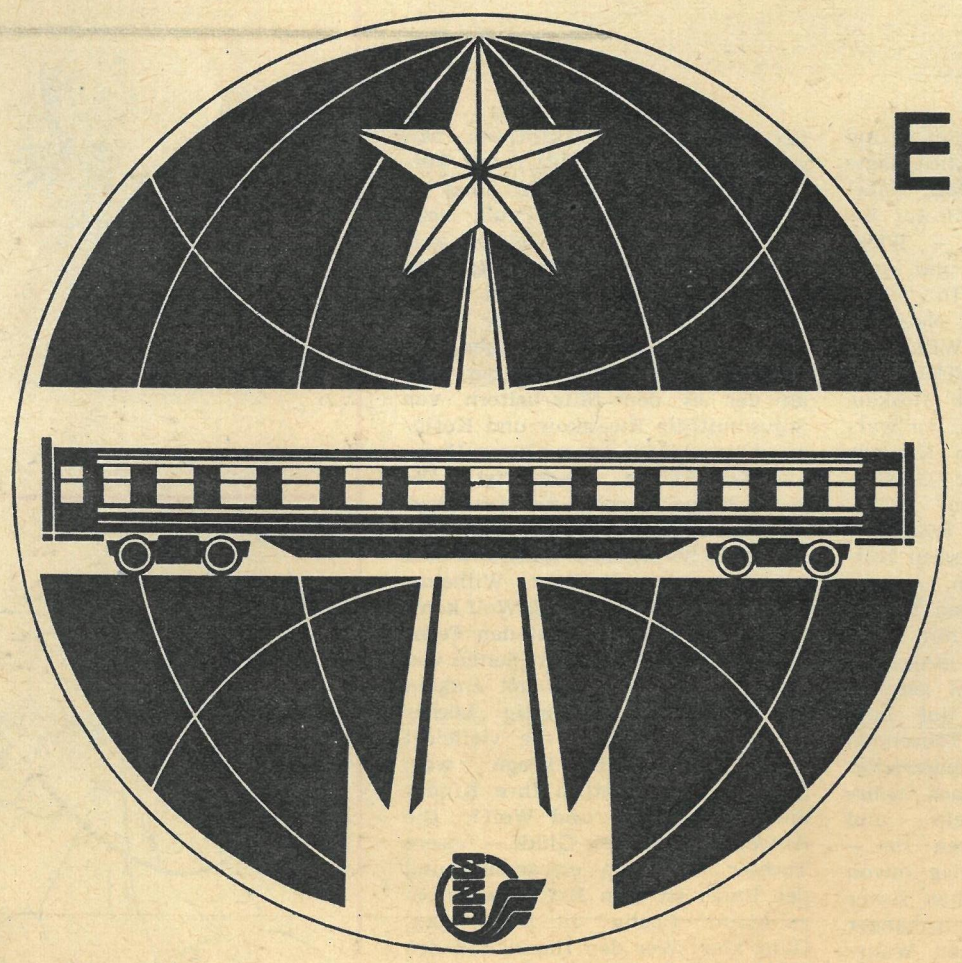


Ein zu Unrecht kaum bekanntes Klavierstück *Peter I. Tschaikowskis*, seine Große Sonate G-Dur op. 37, liegt jetzt in einer so einfühlsam wie werkgetreu gespielten Interpretation von Swjatoslaw Richter vor (MELODIA/ETERNA 8 26 986). Tschaikowskis G-Dur-Sonate vervollständigt genußreich unser Bild von dem Komponisten, welches wohl doch vorherrschend von seinen sinfonischen Werken und Bühnenmusiken geprägt ist.

Unser Plattentip:

Weltstars singen Verdi (ETERNA 8 26 945) vereinigt so ziemlich alles, was an internationalen Belcanto-Größen heute Rang und Namen hat und die Verdi-Freunde in hellen Scharen in die Metropolitan Opera, die Mailänder Scala oder ins Bolschoi zieht. Ob Grace Bumbry, die „schwarze Venus", ob Leontyne Price, ob Anna Tomowa-Sintow, ob Dietrich Fischer-Dieskau oder Placido Domingo gar – diese und noch manche andere lassen ihre schönen Stimmen als Amneris, Aida, Azucena oder als Montfort und Manrico in vollstem Schmelz erschallen. Ein Ohrenschmaus für ganz Verwöhnte.

Viel Spaß beim Hören!
Jürgen Geitner



MIT DER
EISENBAHN
IN DIE UdSSR

Sowjetische durchgehende Schlafwagen fahren über Berlin nach Kiew, Leningrad, Moskau, Sotschi und Warschau.

Ab 22. Mai 1977 verkehrt ein neuer Zug Moskau – Dresden. Die Fahrtzeit beträgt nur 24 Stunden.

Nutzen Sie die Vorzüge der Sowjetischen Eisenbahn, um bequem und sicher Ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Auskünfte
erteilen die Intourist-Vertretungen
und Reisebüro-Zweigstellen.

Gästebucheintragung — Gruß an Konstantin Simonow

„Vielen Dank für das Gefühl der Neuheit, das mir Ihr Theater, das TiP, vermittelt hat. Und ganz besonders möchte ich mich für die Gastfreundlichkeit bedanken. Ich bin froh, als sowjetischer Autor gerade in diesem Jahr, im Jahr des 60. Jubiläums der Sowjetmacht, hier aus meinem Werk zu lesen und festzustellen, daß die Leser in der DDR längst zu Verbündeten meiner literarischen Gestalten geworden sind.
4. V. 77 Konstantin Simonow"

So schrieb Konstantin Simonow in das Gästebuch des TiP, das außer seinen noch Worte der sowjetischen Künstler Rimma Kasakowa, Bulat Okudshawa, Wladimir Krainew, Leonid Tschishik und Wladimir Tendrjakow beinhaltet. Aber das sind nur flüchtige Freundlichkeiten, herzliche Worte zum Gruß und zum Andenken, die nur ein schwacher Abglanz des vorangegangenen Theaterabends sein können. Doch schön, sie zu haben. Im Vorstellungsprotokoll der Lesung Konstantin Simonows steht nur sachlich, lakonisch — 350 Besucher, Protokollgäste, überfüllt, guter Verlauf, ausgezeichnete Atmosphäre.

Atmosphäre — wie entsteht sie, wer oder was macht sie? Vielleicht die Brigade „Konstantin Simonow" der Gerätewerke Teltow, die mich baten, Simonow einen Brief zu übermitteln. „Wir versuchen schon lange, mit Ihnen in Kontakt zu kommen, aber es klappt nie. Wir haben da- und dorthin geschrieben, ohne Erfolg. Bitte schreiben Sie sich mit uns. Wir machen das und das und sind die und die."

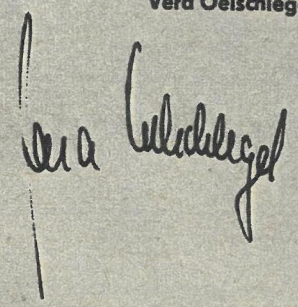
Oder der Mann, der ihm einen Zettel schickte: „Erinnern Sie sich an den, der Sie vor 32 Jahren durch die Stadt Hindenburg führte, und an das nächtliche Gespräch mit dem Prior des Klosters? Der Mann bin ich."

Und viele gute, kluge Fragen, viele ruhige, sehr beteiligte Antworten. Und dann wieder ein kleines Papier mit der Bitte: „Sprechen Sie ein Gedicht." Simonow sprach „Die längste Nacht des Jahres" — der faschistische Überfall auf die Sowjetunion. Sonnenwende — Kriegswende. Als ihm der Applaus dankte, winkte er ab und sagte:

„Wenn man mir vor 35 Jahren gesagt hätte, heute würde ich hier an diesem Ort, in dieser Stadt lesen — nein, ich hätte es nicht geglaubt, nicht für möglich gehalten. Die Logik hätte es mich vielleicht erfassen lassen, aber ... Ich danke Ihnen."

So eine Begegnung, wie viele Begegnungen, Besuche, Gespräche, Freund- und Bekanntschaften in vielen Stunden, Tagen und Jahren, die uns vertrauter machen, noch vertrauter mit einem Land, einem Volk aus über hundert Nationalitäten, dem jeder und wir alle viel und vieles verdanken. Auch den Frieden. Aus so vielen Gründen könnten auch wir es Heimat nennen. Denn womit beginnt die Heimat?

Vera Oelschlegel



Grüße zum Roten Oktober

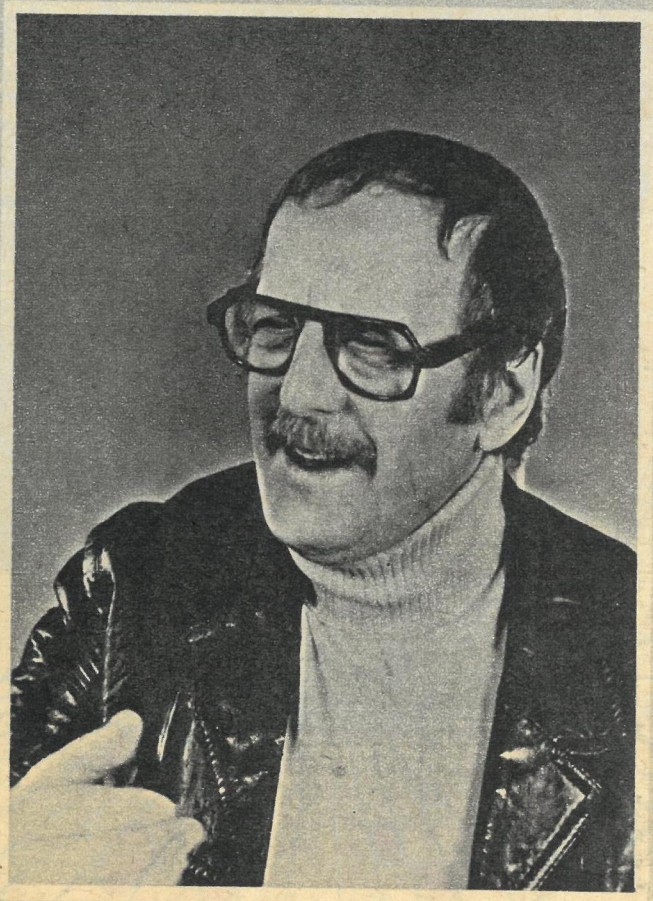
Als der Horizont sich hob — Gruß an Wassili Bukrejew

Erwin Geschonneck, Berliner Arbeiter, Arbeiterschauspieler, Kommunist, von den Faschisten in Prag 1939 verhaftet, durch die Konzentrationslager Sachsenhausen, Dachau, Neuengamme geschleppt, endlich im Mai 1945 auf den Dampfer „Cap Arcona" verfrachtet:

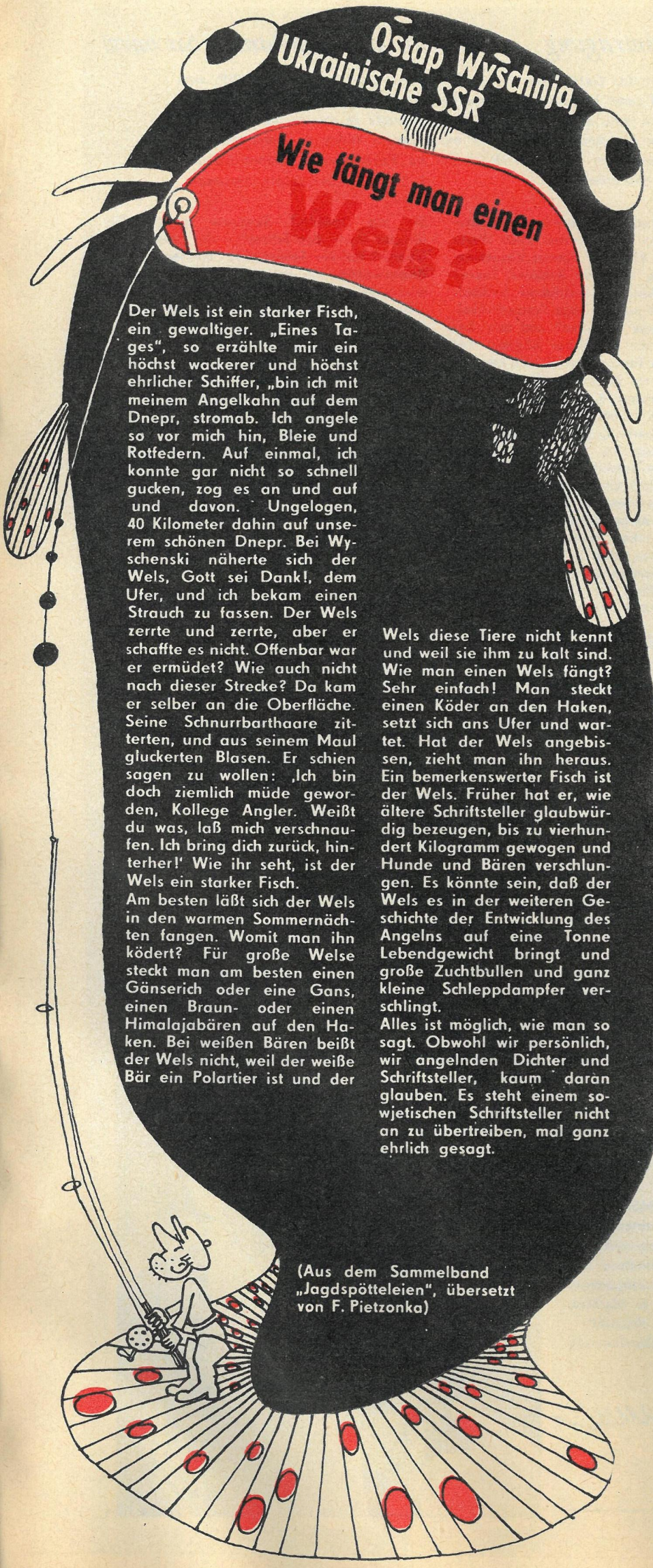
„In den frühen Morgenstunden des 3. Mai hörten wir Flugzeuggeräusche. Wir wußten, daß es englische Bomber waren, und hängten deshalb weiße Tücher aus den Kajütenfenstern. Plötzlich ging ein Zittern durch das Schiff, dann erfolgte eine Detonation, eine zweite und dritte. Bald brannten das ganze Mittschiff und die Treppenaufgänge. Rettung aus dieser brennenden Hölle war nur noch wenigen möglich. Doch mir gelang es, an Deck zu kommen, und ich sprang in das eisige Wasser. Nicht weit entfernt versank gerade die ‚Thielbeck', lichterloh brennend. Kaum einer der Häftlinge konnte sich retten. Ich konnte das Land sehen, es war ungefähr fünf Kilometer entfernt. Da nahten Motorboote, wir glaubten an Rettung. Rettung brachten sie, allerdings nur für die Uniformierten. Wir Ausgemergelten im Wasser wurden von Marineschülern mit Maschinenpistolen beschossen. Ich schwamm tauchend zurück zum brennenden Schiff und klammerte mich an die Ankerkette. Stunden dauerte es, bis ich mich durchs Ankerspill zur Reling hochgezogen hatte. Oben saßen noch einige Verzweifelte. Plötzlich hob sich der Horizont, und das Schiff neigte sich. Einige von uns konnten sich an der Reling festhalten, alle anderen wurden in die Tiefe geschleudert und gerieten unter das Schiff. Viele Stunden saßen wir auf der Schiffswand der ‚Cap Arcona' und warteten, bis die Engländer, die inzwischen die Bucht besetzt hatten, Boote ausschickten und uns an Land holten ...

Wassili Bukrejew war einer jener Männer, die — wie ich — den Untergang überlebten. Wassili hatte einst zum Stab von Rokossowski gehört und ist Vorsitzender des Komitees der ehemaligen Häftlinge von Neuengamme. Jedes zweite Jahr sehen wir uns in Moskau, während des Filmfestivals. Gruß, Wassili!"

Erwin Geschonneck



Fotos: Frank Kunold, Hartmut Schorsch



Ostap Wyschnja, Ukrainische SSR

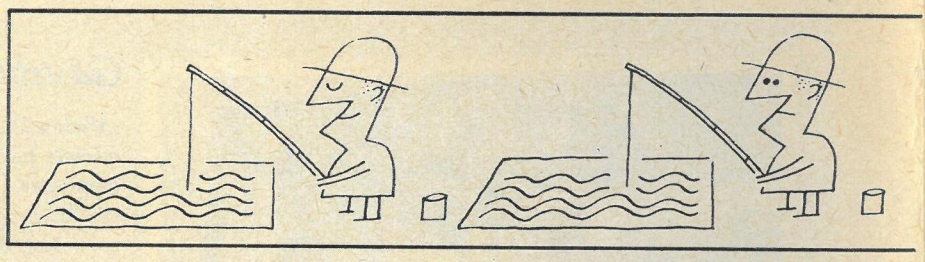
Wie fängt man einen Wels?

Der Wels ist ein starker Fisch, ein gewaltiger. „Eines Tages", so erzählte mir ein höchst wackerer und höchst ehrlicher Schiffer, „bin ich mit meinem Angelkahn auf dem Dnepr, stromab. Ich angele so vor mich hin, Bleie und Rotfedern. Auf einmal, ich konnte gar nicht so schnell gucken, zog es an und auf und davon. Ungelogen, 40 Kilometer dahin auf unserem schönen Dnepr. Bei Wyschenski näherte sich der Wels, Gott sei Dank!, dem Ufer, und ich bekam einen Strauch zu fassen. Der Wels zerrte und zerrte, aber er schaffte es nicht. Offenbar war er ermüdet? Wie auch nicht nach dieser Strecke? Da kam er selber an die Oberfläche. Seine Schnurrbarthaare zitterten, und aus seinem Maul gluckerten Blasen. Er schien sagen zu wollen: ‚Ich bin doch ziemlich müde geworden, Kollege Angler. Weißt du was, laß mich verschnaufen. Ich bring dich zurück, hinterher!' Wie ihr seht, ist der Wels ein starker Fisch.

Am besten läßt sich der Wels in den warmen Sommernächten fangen. Womit man ihn ködert? Für große Welse steckt man am besten einen Gänserich oder eine Gans, einen Braun- oder einen Himalajabären auf den Haken. Bei weißen Bären beißt der Wels nicht, weil der weiße Bär ein Polartier ist und der Wels diese Tiere nicht kennt und weil sie ihm zu kalt sind. Wie man einen Wels fängt? Sehr einfach! Man steckt einen Köder an den Haken, setzt sich ans Ufer und wartet. Hat der Wels angebissen, zieht man ihn heraus. Ein bemerkenswerter Fisch ist der Wels. Früher hat er, wie ältere Schriftsteller glaubwürdig bezeugen, bis zu vierhundert Kilogramm gewogen und Hunde und Bären verschlungen. Es könnte sein, daß der Wels es in der weiteren Geschichte der Entwicklung des Angelns auf eine Tonne Lebendgewicht bringt und große Zuchtbullen und ganz kleine Schleppdampfer verschlingt.

Alles ist möglich, wie man so sagt. Obwohl wir persönlich, wir angelnden Dichter und Schriftsteller, kaum daran glauben. Es steht einem sowjetischen Schriftsteller nicht an zu übertreiben, mal ganz ehrlich gesagt.

(Aus dem Sammelband „Jagdspötteleien", übersetzt von F. Pietzonka)



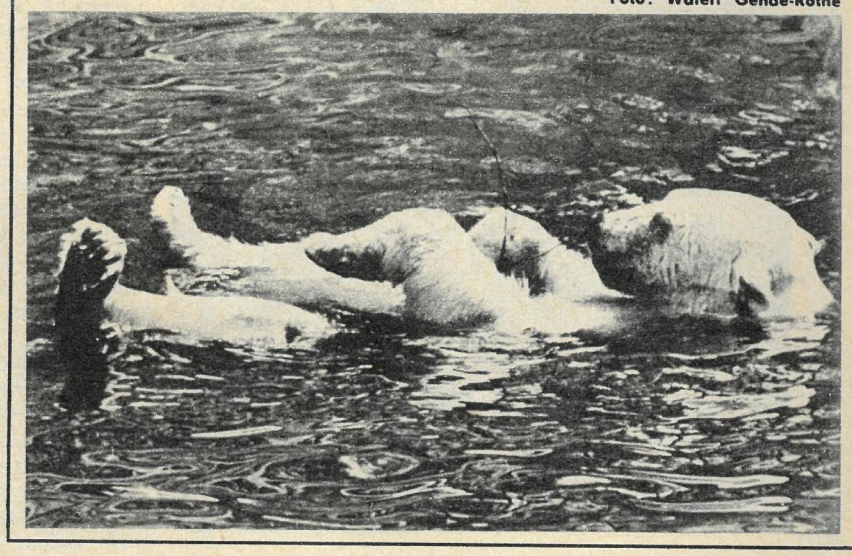
Test-Bild

Herbst bemalt den Blätter-Wald,
bastelt froh an Grippe-Viren.
Nebel-Schleier wallen bald,
auf daß selbst die Hunde frieren.

Nur Freund Mischka Wuschelweich
kühlt den Po in kalten Fluten.
Mich macht schon der Anblick bleich,
und ich möchte gern mich sputen.

Doch das Foto hält mich fest
Mag den Frost der Teufel holen!
Ist das Ganze nur ein Test?
Morgen kommen Winterkohlen!

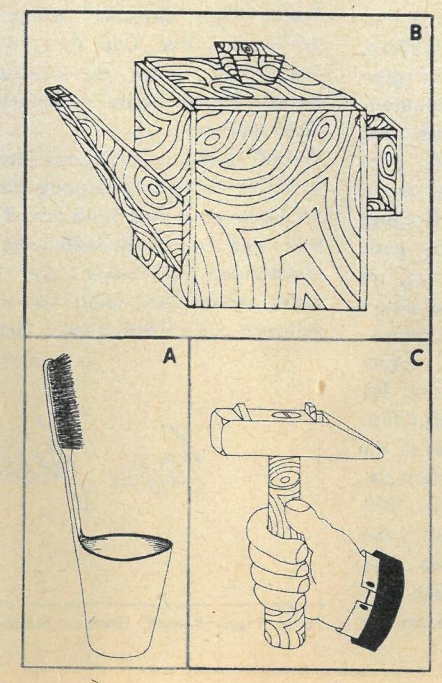
Foto: Waleri Gende-Rothe

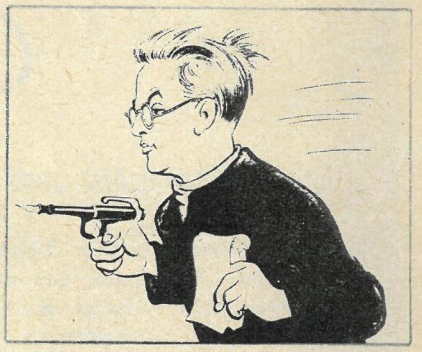


Kleine Erfinder-Ecke

(Einsendungen von Johannes Conrad)

Auf eine Funktions- und Zweckbeschreibung glaubt der Künstler, Verzeihung Erfinder, verzichten zu können, da sich Funktion und Zweck bei diesen Vorschlägen an unsere Haushaltswarenindustrie wie selten ergänzen. Sie sehen in der Reihenfolge A.-B.-C.: A. Zahnputzbecherbürste; B. Kaffeekanne zum Selbstbasteln; C. Hammer mit Zieleinrichtung (Visier mit Kimme und Korn)





DIE ANEKDOTE

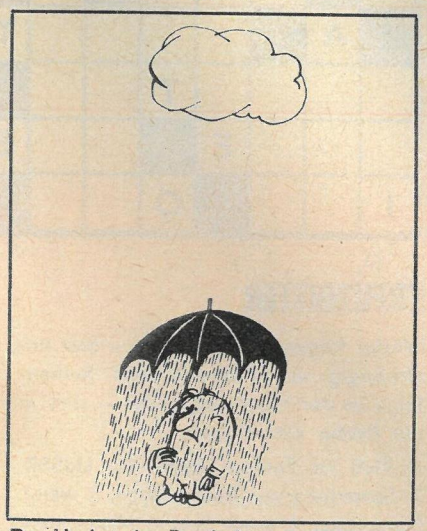
Michail Kolzow, der sowjetische Schriftsteller und Journalist („Die rote Schlacht", „Iwan Wadimowitsch . . ."), dem Ernest Hemingway in seinem Buch „Wem die Stunde schlägt" ein literarisches Denkmal setzte, war bekannt dafür, daß er besonders hartnäckig all denen zusetzte, die meinten, Geschichten über das neue Leben nach den Grundmustern der alten Literatur schreiben zu können. Zu ihm, der gemeinsam mit Maxim Gorki die Zeitung „Im Ausland" herausgab, kam einmal ein junger Autor. „Ich bin jung, möchte mich in der Literatur versuchen. Haben Sie schon meine Novelle gelesen?" „Gewiß, mein Lieber, sogar noch ehe Sie auf der Welt waren."

Angel-abenteuer

Zeichnung: Guntram Reissig

HERBST ist's immer noch...

Der Herbst des Optimisten



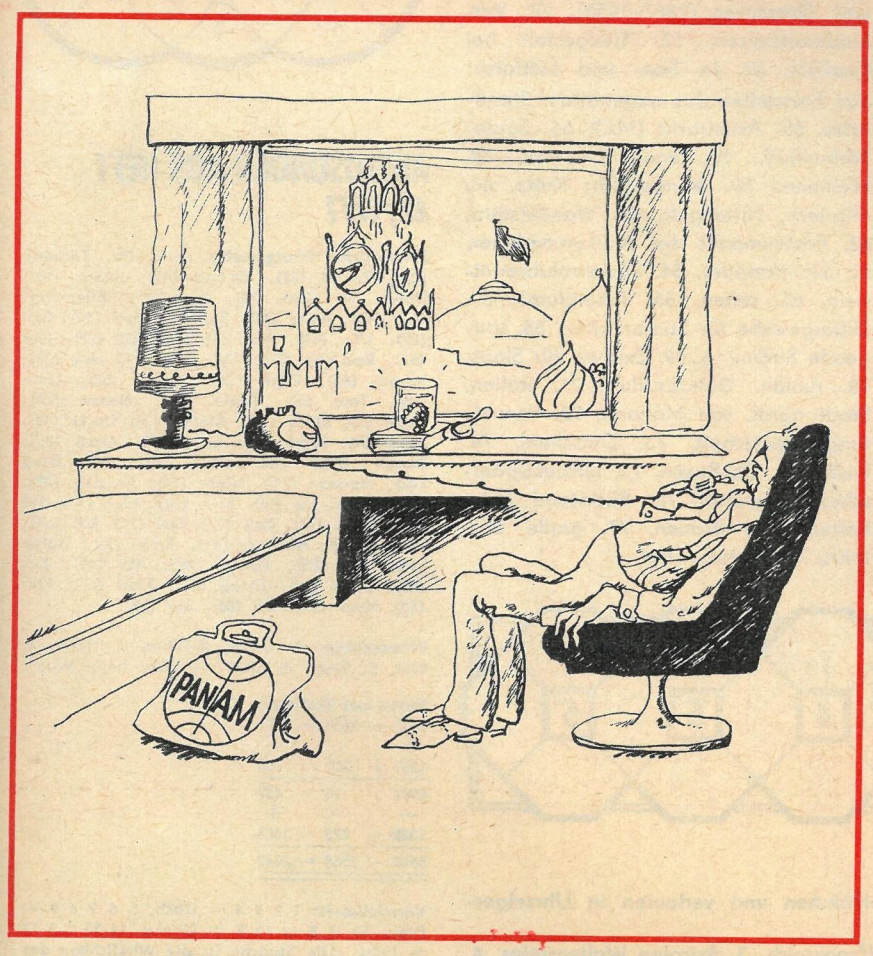
Der Herbst des Pessimisten

Wetterbericht für den gesamten Herbst oder einen Teil davon

In den nächsten 15 Tagen wird das Wetter fast immer normgemäß verlaufen, was übrigens Abweichungen von der Norm zuläßt. In einer Reihe von Bezirken wird sich die Luft erwärmen oder abkühlen. Dabei ist es interessant, daß kühle mit sonnigen Tagen abwechseln, sowie sonnige Tage mit kühlen Tagen. Am wahrscheinlichsten sind kurze oder langanhaltende Regen- oder Schneefälle. Die Niederschlagsmenge erwartet man normgemäß, oder unterhalb wie oberhalb der Norm. Möglich sind nördliche, südliche, westliche oder östliche Winde. Im übrigen sind auch gemischte Winde aus verschiedenen Richtungen möglich. Auch Windstille ist möglich. Die Nacht wird, wie überall, eintreten und der Tag nach Sonnenaufgang beginnen.

B. Wiktorow, ein sehr wissenschaftlicher Mitarbeiter der „Literaturnaja Gaseta"

Die politische Karikatur



Karikatur: Hans-Joachim Eggstein

„Wie, Chef? Bin schwer zu verstehen? Zeige Kreml wieder mal Zähne!"

Nostalgie-Ecke

„Ich bin fertig, Elke-Maria! Aber meinst du wirklich, daß wir bei dem Vortrag „Modernes Wohnen" noch Neues erfahren?"

Zweiwochenspruch

Papierblumen im Herbst halten sich besonders lange, wenn man sie nicht ins Wasser stellt.

HUMOR

AUS GABROVO, Bulgariens Hauptstadt des Humors

Ein Reisender fragte in Gabrovo einen alten Mann, wieviel Einwohner die Stadt hätte.
„Hier gibt es keine Einwohner, mein Lieber, hier gibt es nur Gabrovoer!"

*

Ein Gabrovoer traf einen bekannten Arzt auf der Straße und fragte ihn: „Doktor, was tun Sie, wenn Sie Schnupfen haben?" „Ich niese", antwortete der Arzt, der auch aus Gabrovo war.

*

Gespräch unter Gabrovoern. „Wo ist dein Ehering?" „Diese Woche trägt ihn meine Frau."

*

Noch ein Gespräch. „Worauf wartest du hier in dieser Kälte auf der Straße?" „Ach, ich habe eine Flasche mit Wodka fallen lassen, und jetzt warte ich, daß es friert, damit ich ihn nach Hause tragen kann."

*

Und noch ein Gespräch. „Hast du eine Aufnahme von deinen Zwillingen?" „Hier, bitte!" „Es ist ja nur einer drauf!" „Der andere sieht genauso aus."

*

Im Wirtshaus: „Kellner, bringen Sie mir bitte ein Kotelett." „Mit Vergnügen!" „Es kann auch ohne Vergnügen sein, doch unbedingt mit viel Kartoffeln."

*

Der Besuch. „Bitte, sie müssen mich nicht hinausbegleiten!" „Das ist mir doch ein besonderes Vergnügen!"

*

Mondbesichtigung. „Vater, gib mir einen Lew, ich möchte den Mond durchs Fernrohr anschauen!" „Warte ein bißchen. In zwei Wochen ist Vollmond, da kannst du für dasselbe Geld mehr sehen!"

*

Die Frau eines Gabrovoers tünchte sehr häufig die Zimmerwände. Dem Mann war das zuwider, und er schalt sie eines Tages: „Genug mit diesem Gekklecksel, die Zimmer werden ja immer enger."

*

Das Fernsehgerät eines Gabrovoers war nicht in Ordnung. Man konnte wohl sehen, aber nichts hören. „Geh mal zum Nachbarn", sagte er seiner Frau, „und bitte ihn, er möchte den Ton lauter stellen."

(Ausgewählt und nacherzählt von Stefan Fortunow, Sofia-Press)

Karikaturen: G. Dumanow, Auri Kulew, VR Bulgarien; Boris Jefimow, Sowjetunion; M. Kotsch, J. Conrad, H-J. Eggstein, DDR
Texte: Alex Jung, Stefan Fortunow, pirx
Fotos: Waleri Gende-Rothe, Jo Gerbeth
Redaktion: Klaus Pockrandt

SCHACH

Verpaßte Gelegenheit

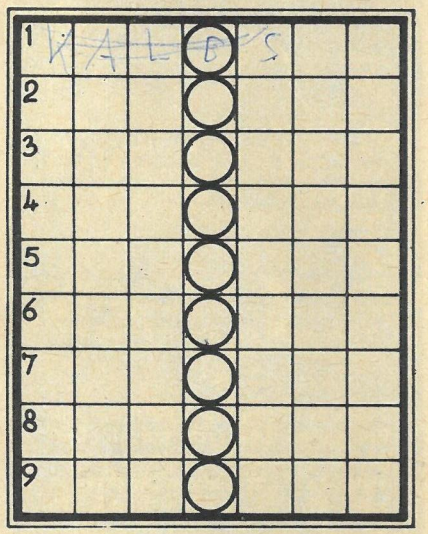
DAMEN-INDISCH, B. Spasski (UdSSR) gegen V. Hort (ČSSR), WM-Kandidatenmatch, Reykjavik 1977, 15. (entscheidende Stichkampf-) Partie: 1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sf3 b6 4. e3 Lb7 5. Ld3 d5 6. 0–0 Sbd7 7. b3 Le7 8. Lb2 0–0 9. Sc3 c5 10. De2 Tc8 11. Tfd1 Dc7 12. Tac1 Tfe8 13. cd ed 14. Lf5 g6 15. Lh3 Tcd8 16. Sa4 Se4 17. dc bc 18. L:d7 D:d7 19. Se5 Dc7 20. f3 Sf6 21. Sd3 c4 22. Sdc5 Lc6 23. Ld4 Lb5 24. Df2 Sd7 25. S:d7 L:d7 26. Sc3 Lf5 27. e4 de 28. S:e4 L:e4 29. fe c3 30. Tf1 Lb4 31. L:a7 Td2 32. De3 Ta8 33. Lb6 Dd7 34. a4 c2 35. Lc5 Schwarz überschritt die Zeit – 1 : 0.

FÜLLRÄTSEL

In die waagerechten Reihen sind Wörter folgender Bedeutung einzutragen:

1. Prachtkutsche, 2. Form der Heilbehandlung, 3. Bollwerk, 4. zu den Stören zählender Fisch, 5. Abschnitt eines Gedichtes, 6. Hochsee-Fischereifahrzeug, 7. Rückstände beim Keltern, 8. Zugmaschine, 9. Helfer bei der Treibjagd.

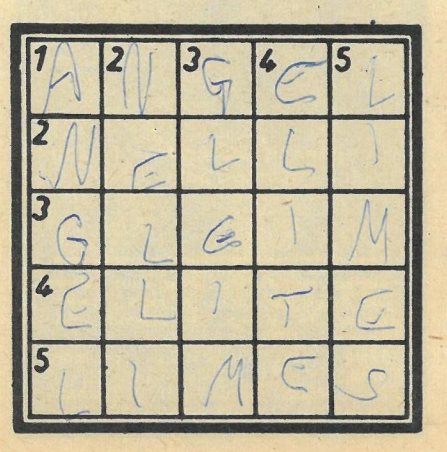
Die Buchstaben in den Kreisfeldern – von oben nach unten gelesen – ergeben den Namen eines sowj. Schriftstellers (1904–1936).

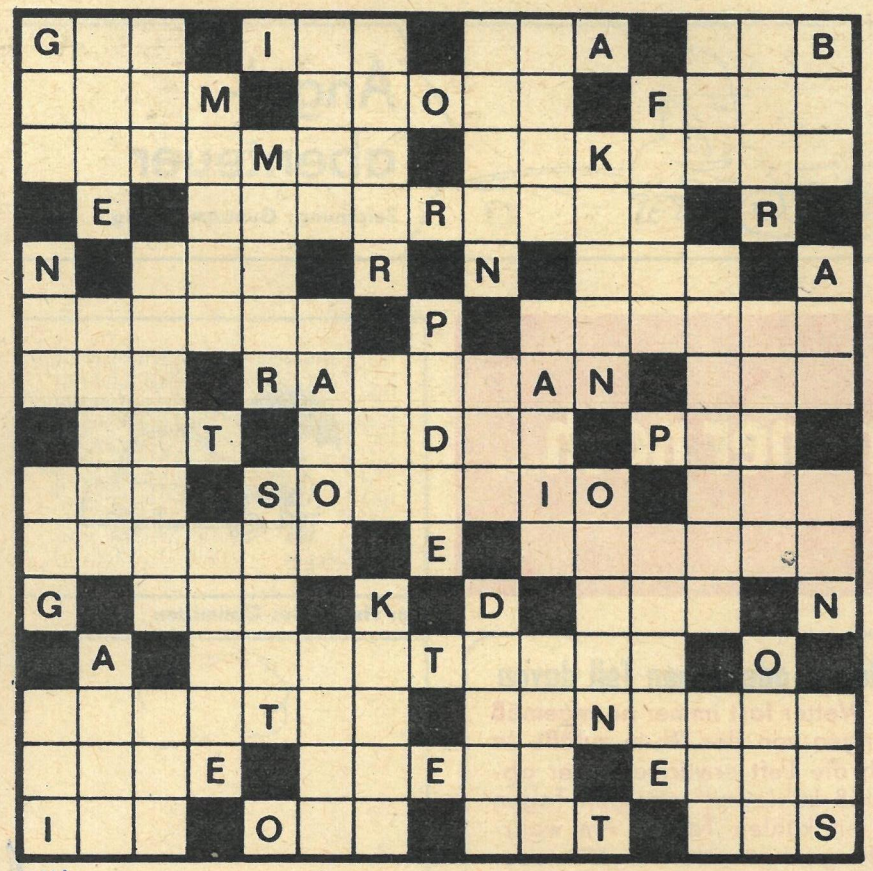


MAGISCHES QUADRAT

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:

1. Fischfanggerät, 2. Mädchenname (Kurzf.), 3. deutscher Dichter der Aufklärungsperiode (1719–1803), 4. Auslese, 5. altrömischer Grenzwall.





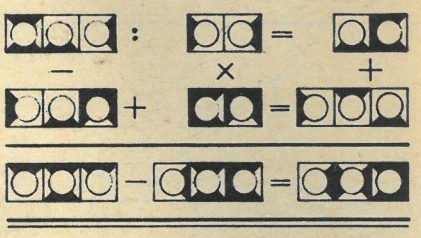
KREUZGITTER

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Fluß im Fernen Osten der UdSSR, 2. Sammlung von Aussprüchen, 3. weibl. Stimmlage, 4. sowj. See in Mittelasien, 5. griech. Göttin der Verblendung, 6. bayr. Künstlerfamilie (Maler und Bildhauer) des 17./18. Jh., 7. amerikan. Männername, 8. Nebenfluß der Lena, 9. Kurzwort für die Baikal-Amur-Magistrale, 10. Trinkstube, 11. Gewebeart, 12. Vorsteher einer Fakultät, 13. Artikel, 14. lateinisch: äußerer Anstand, Schicklichkeit, 15. lateinamerikan. Lyriker des 19. Jh., 16. Gestalt aus „Don Carlos", 17. niederländ. Stadt, 18. Mädchenname, 19. Gefrorenes, 20. Bewohner einer SSR im NW der UdSSR, 21. Gerücht, Gerede, 22. Organ des Zentralrats der FDJ für die studentische Jugend, 23. Brennstoff, 24. Wurfspieß, 25. Hochgebirgstier, 26. Maschine zum Umformen mechanischer in elektrische Energie, 27. französisch: Insel, 28. Mädchenname, 29. Teil der Pferdezäumung, 30. Sportboot, 31. Beleuchtungsmittel aus Stearin, 32. die „Heilige Schrift" des Islam, 33. Ferment des Kälbermagens, 34. Langarmaffe, 35. gegerbte Tierhaut, 36. Begründer der SU, 37. Windschatten, 38. inneres Organ, 39. Honigwein, 40. eßbare Kastanien, 41. Längenmaß, 42. trop. Küstenregion der Indischen Union am Arabischen Meer, 43. in geheimnisvoller Schrift mahnendes Warnzeichen, 44. englisch: Menschen, 45. Bedrängnis, 46. Abk. für Nationalpreisträger, 47. Warta-Nebenfluß, 48. Ablehnung, 49. Rille, 50. ein Edelgas, 51. expressionistischer Maler und Graphiker (1867–1956), 52. Verbindungsbolzen, 53. Titelgestalt bei Puschkin, 54. in See- und Luftfahrt: das Feststellen des augenblickl. Standortes, 55. Amtstracht (Mz.), 56. Saale-Nebenfluß, 57. engl. Zahlwort, 58. Weltmeer, 59. mundartlich: Kröte, 60. altgriech. Hirtengott, 61. Wandelstern, 62. Fastenmonat der Mohammedaner, 63. Nordlandtier, 64. Zuckerrohrbranntwein, 65. selten, 66. Ackerblume, 67. Gittergewebe für Stickarbeiten, 68. saugende Strömung, 69. Zeichen für Sinus, 70. rumän. Donauzufluß, 71. italien. Stadt nördl. von Mailand, 72. Verwaltungskörperschaft, 73. Gutschein, 74. Fluß zum Ob-Busen, 75. nordostspanischer Küstenfluß, 76. Rückstand beim Keltern und Brauen, 77. große Einfahrt, 78. russisch: Drei.

WABENLEISTE

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. Mühlenprodukt, 2. Nebenfluß der Seine/Frankreich, 3. Astrolog Wallensteins, 4. Beingelenk, 5. europ. Hauptstadt, 6. Gebirge in der Kirgisischen SSR.
Die Buchstaben in den oberen Feldern – von 1 bis 6 – ergeben den Namen einer osteuropäischen Hauptstadt (in der Landessprache).



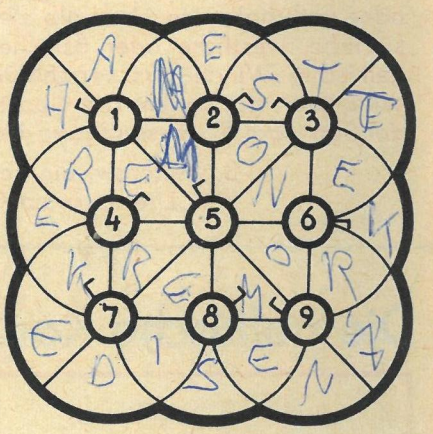
RATEN UND RECHNEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

WÖRTER IN KREISEN

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. Schlagwerkzeug, 2. Fluß im Norden Frankreichs, 3. Gedichtform, 4. Hausvorbau, 5. chem. Verbindung, deren Moleküle zu Makromolekülen zusammentreten, 6. Währungseinheit in der ČSSR, 7. Zeichenmaterial, 8. Singvogel, 9. durch Gletscher oder Inlandeis transportierter Gesteinsschutt.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 42/1977

Kreuzgitter. Waagerecht: Jalta (2), Tornado (29), Reede (32), Ghana (45), Alant (10), Dosis (4), Giro (19), Aga (21), Eifer (1), Kerr (44), Amur (57), Eta (61), Igel (33), Etui (27), Ufa (48), Ana (9), Arsenal (22), Ute (67), Bau (5), Grit (15), Aral (11), Alk (34), Wood (62), Deck (18), Eloge (52), Oma (55), Tete (6), Renke (51), Nenze (54), Ideal (7), Eleve (43), Starter (3), Gorki (38). **Senkrecht:** Jagd (56), Lias (25), Arasi (26), Segge (20), Teer (30), Nil (60), Ding (42), Hormon (13), Niere (24), Aargau (28), Taille (35), Ire (16), Oka (31), Flur (14), Rif (65), Tang (12), Tau (37), Isel (17), Uli (64), Aragon (8), Abadan (41), Arno (50), Troika (46), Ale (23), Tweed (47), Akt (49), Ket (58), Leser (36), Grieg (53), Meit (63), Eier (40), Neer (59), Elli (66), Zer (39).

Wabenleiste: 1. DEFA, 2. Ehre, 3. Helm, 4. Elle, 5. Ewer, 6. Geld. — „Der helle Weg".

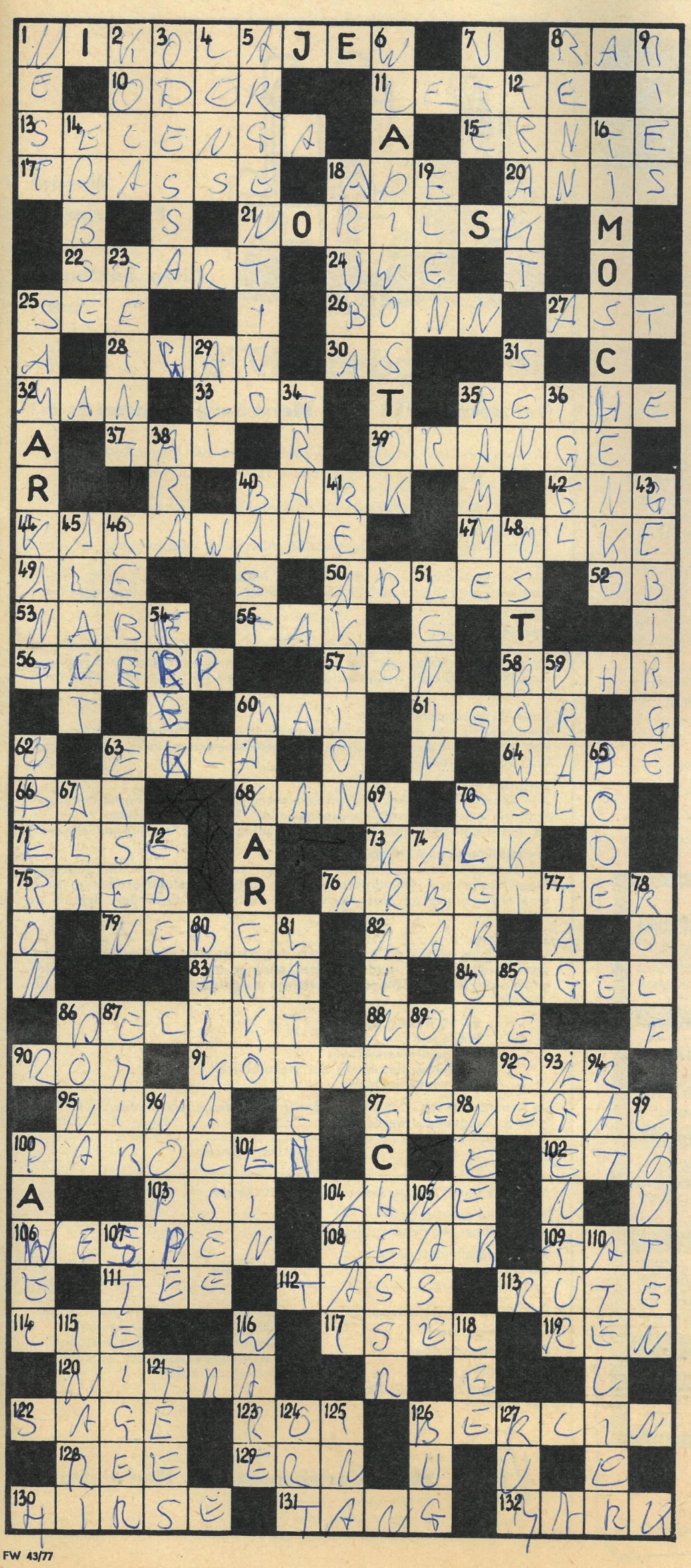
Raten und Rechnen:

5457	—	3280	=	2177
+		:		—
1535	+	205	=	1740
6992	:	16	=	437
—		×		+
1382	+	223	=	1605
5610	—	3568	=	2042

Verschlüsselt: 1 2 3 4 = Dach, 5 6 7 8 9 = Preis, 10 11 8 12 13 2 = Glinka, 14 15 8 9 14 = Twist. „Die Sprache ist die Wirklichkeit des Gedankens".

Buchstabentausch: Spiel, Fell, Brei, List, Oper, Ahle, Sehne, Erde, Lift, Geste. — Peripherie.

FW 43/77



FW 43/77

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. sowj. Kosmonaut, 8. selten, 10. verkehrswichtiger mitteleurop. Strom zur Ostsee, 11. Bewohner einer Unionsrepublik im NW der UdSSR, 13. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 15. Einbringung der Frucht, 17. abgesteckte Linie beim Straßenbau, 18. Abschiedsgruß, 20. Kuchengewürz, 21. mittelsibir. Stadt im Krai Krasnojarsk, 22. Wettkampfbeginn, 24. Männername, 25. Binnengewässer, 26. Geburtsort Beethovens, 27. Baumteil, 28. russ. Männername, 30. Spielkarte, 32. engl. Insel, 33. Senkblei, 35. Folge, Serie, 37. Gebirgseinschnitt, 39. Südfrucht, 40. Segelschiff mit mindestens drei Masten, 42. räumlich beschränkt, 44. Reisegesellschaft in der Wüste, 47. Rückstand bei der Käsebereitung, 49. engl. Biersorte, 50. südfranzös. Stadt am Beginn des Rhônedeltas, 52. Strom in Westsibirien, 53. Radteil, 55. russisch: so, 56. sowj. Fluß zum Schwarzen Meer, 57. Laut, Klang, 58. Nebenfluß des Rheins, 60. Monatsname, 61. russ. Männername, 63. oberägypt. Stadt am Nil, 64. Teil des Bienenstocks, 66. Meeresbucht, 68. Sportboot, 70. nordeurop. Hauptstadt, 71. Mädchenname, 73. Baustoff, 75. Röhricht, 76. Werktätiger, 79. Witterungserscheinung, 82. dichterisch: Adler, 83. Sammlung von Aussprüchen, 84. größtes Tasteninstrument, 86. strafbare Handlung, 88. neunter Ton der diatonischen Tonleiter, 90. südeurop. Hauptstadt, 91. sowj. Insel im Finnischen Meerbusen (westl. von Leningrad), 92. fertiggekocht, 95. russ. Mädchenname, 97. westafrikan. Strom, 100. Losung, Kennwort (Mz.), 102. griech. Buchstabe, 103. noch ein griech. Buchstabe, 104. Vorfahre, 106. stechendes Insekt (Mz.), 108. Titelgestalt bei Shakespeare, 109. Handlung, 111. aromat. Getränk, 112. sowj. Nachrichtenagentur, 113. Gerte, 114. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 117. Berg bei Innsbruck, 119. Nordlandtier, 120. Nebenfluß des Váh/ČSSR, 122. überlieferte Erzählung, 123. französisch: König, 126. europ. Hauptstadt, 128. Wendekommando, 129. Bauernhausflur, 130. eine der ältesten Getreidepflanzen, 131. Meeresalge, 132. Knocheninneres.

Senkrecht: 1. Brutstätte, 2. sowj. Halbinsel im NNW der UdSSR, 3. sowj. Schwarzmeer-Hafenstadt, 4. nordfranzös. Industriestadt, 5. See im Süden Argentiniens, 6. Hafenstadt im Fernen Osten der RSFSR, 7. Mädchenname, 8. DDR-Schriftsteller, 9. altes Papierzählmaß, 12. Gebäudeteil; Straßenzug, 14. Hülsenfrucht, 16. Marschall der Sowjetunion (1895–1970), 18. westlichste Insel der Kleinen Antillen, 19. svw. Elch, 23. Gesichtsfarbe, 25. eine der ältesten Städte Mittelasiens i. d. Usbekischen SSR, 29. das Universum, 31. japan. Münzeinheit, 34. Fischfett, 35. Fallklotz, 36. Stacheltier, 38. Papageienart, 40. Geweih-Haut, 41. allgemein: Gegenwirkung, 43. Landschaftsform, die sich über ihre Umgebung wesentlich erhebt, 45. Korbblütler (Heilpflanze), 46. Weinstock, 48. Autor des Romans „Wie der Stahl gehärtet wurde", 51. Begründer der Sowjetunion, 54. erzählende Versdichtung, 59. sowj. Mittelgebirge, 60. sowj. Pädagoge und Schriftsteller (gest. 1939), 62. Oper von C. M. von Weber, 63. ein Schwermetall, 65. Saale-Nebenfluß, 67. mohammedan. Männername, 69. Unionsrepublik im europ. Teil der UdSSR, 70. Insel vor der Westküste Frankreichs, 72. niederländ. Stadt, 74. grober Wollstoff für Mäntel, 77. Abschnitt der Woche, 78. Männername, 80. Binnengewässer im südl. Ostsibirien, 81. Zaunteile, 85. flink, beweglich, 86. spanisch: Frau, 87. mohammedan. Fürstentitel, 89. engl. Zahlwort, 93. Geschäftsnebenstelle; Vertretung, 94. Hinweis, 96. Knoten in Geweben oder Garnen, 98. Untiefe, 99. Zupfinstrument (Mz.), 100. russ. Männername, 101. unbestimmter Artikel, 104. sowj. Gebirge in Asien, 105. Sinnesorgan, 107. Aufsichtführender im Bergwerk, 110. Künstlerwerkstatt, 115. See in Finnland, 116. Handelsprodukt, 118. Windschatten, 121. Fluß in Nordengland, 124. Ansiedlung, 125. Mädchenname, 126. Schiffsvorderteil, 127. Zuckerrohrbranntwein.

Kalenderblätter

aus sowjetischen Tageskalendern, durch FREIE WELT ergänzt

Vor 60 Jahren: 7. 11. 1917 – Große Sozialistische Oktoberrevolution – **Petrograd:** Am Morgen ist die Provisorische Regierung entmachtet – Der II. Gesamtrussische Sowjetkongreß der Arbeiter- und Soldatendeputierten tritt zusammen.

8. 11. 1917 – Das Winterpalais wird gestürmt und die Provisorische Regierung verhaftet – Der II. Sowjetkongreß beschließt die DEKRETE ÜBER DEN FRIEDEN, ÜBER DEN GRUND UND BODEN und bestätigt die von der Partei der Bolschewiki gebildete Sowjetregierung.

9. 11. 1917 – **Berlin, Leipzig, Frankfurt/Main:** Deutsche Zeitungen berichten vom Sieg der Bolschewiki in Petrograd. **Mühlheim/Ruhr:** Streik von 2000 Arbeitern der Thyssen-Werke. **Gattschina/bei Petrograd:** Kerenski besetzt mit konterrevolutionären Truppen die Stadt. **Moskau:** Heftige Straßenkämpfe der revolutionären Kräfte gegen die Konterrevolution, die unter der Führung von Ministern der Provisorischen Regierung steht, die der Verhaftung entgangen sind.

11. 11. 1917 – **Zarskoje Selo (heute Puschkin)/bei Petrograd:** Kerenski besetzt mit konterrevolutionären Truppen die Stadt. **Moskau:** Schwere Kämpfe im Stadtzentrum. **Luckau/Provinz Brandenburg:** Karl Liebknecht begrüßt in einem Brief aus dem Zuchthaus die Große Sozialistische Oktoberrevolution.

12. 11. 1917 – **Zarskoje Selo-Pulkowo/bei Petrograd:** Die von Kerenski mobilisierten Truppen werden von den Rotgardisten geschlagen oder gehen zu ihnen über. Kerenski flieht, als Frau verkleidet, aus Gattschina. – Die größte Funkstation Rußlands in der Stadt, mit einer Funkreichweite von 8000 Kilometern, verbreitet den Funkspruch „AN ALLE!, AN ALLE!", mit der Mitteilung über die Bildung der Sowjetregierung und dem DEKRET ÜBER DEN FRIEDEN, an alle europäischen Mächte und Völker. **Moskau:** Rotgardisten gehen gegen den Kreml vor.

13. 11. 1917 – **Berlin:** Die Spartakusgruppe ruft zur Demonstration für den Frieden und Sowjetrußland auf.

15. 11. 1917 – **Moskau:** Teile der konterrevolutionären Kräfte kapitulieren. Offiziersschüler setzen den Widerstand fort.

16. 11. 1917 – **Moskau:** Im Morgengrauen dringen Rotgardisten in den Kreml ein. Der Versuch, aus Moskau ein Zentrum der Konterrevolution zu machen, ist gescheitert. **Berlin/Leipzig/Dresden:** Arbeiterversammlungen finden statt, auf denen der Sieg der Oktoberrevolution gefeiert wird. – Clara Zetkin begrüßt in einem Artikel der „Leipziger Volkszeitung" den Sieg der Bolschewiki in der Revolution. – **Petrograd:** Der Rat der Volkskommissare wird als Regierung Rußlands von über 400 Sowjets anerkannt.

18. 11. 1917 – **Berlin:** Antikriegsdemonstrationen im Osten und im Zentrum der Stadt unter den Losungen: „Es lebe Sowjetrußland!" und „Wir fordern Frieden!"

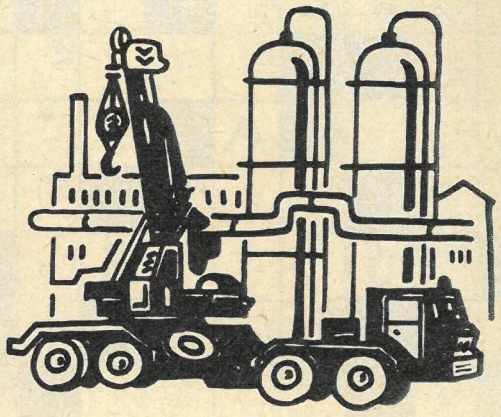
20. 11. 1917 – **Deutsche Ostfront:** Unter dem Druck der Soldaten werden die Befehlshaber der fünf Frontabschnitte gezwungen, mit den revolutionären Komitees der russischen Armeen Waffenruhevereinbarungen abzuschließen. – Verbrüderungen deutscher und russischer Soldaten an der ganzen Front. **Deutsche Westfront:** 300 britische Tanks greifen die deutsche Front bei Cambrai in Frankreich an. **Petrograd:** Der Rat der Volkskommissare teilt mit, daß die Sowjetmacht in 650 Orten gesiegt hat.

10. November – Tag der Sowjetmiliz
17. November – Internationaler Tag der Studenten
19. November – Tag der Raketentruppen und der Artillerie

Übersetzung: Adeline Rinas
Zusammenstellung: Klaus Pockrandt

Meldungen in der Presse über den Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution

7. 11.–20. 11. 1977



Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!

Schulabgänger 1978!

Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur

- Berufsausbildung in einem Grundberuf für Abgänger der 10. Klasse der POS
- Berufsausbildung für Abgänger der 8. Klasse der POS

Ausbildungsort
BBS IMO Merseburg in Meuselwitz/Kr. Altenburg. Unterbringung im Internat.
Für die Jugendlichen aus den Kreisen Merseburg, Halle, Leipzig, Halle-Neustadt besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz (tägliche Heimreise).

Freizeitgestaltung
Auf dem Gebiet der Volkskunstarbeit bestehen Zirkel, die den vielfältigen Interessen und Neigungen der jungen Menschen entsprechen. Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

Ausbildungsvergünstigungen
Lehrlinge mit sehr guten Leistungen und guten Ausbildungsergebnissen können im Rahmen des sozialistischen Berufswettbewerbes ihren Facharbeiterbrief vorzeitig erwerben.

Einsatzmöglichkeiten
Alle Lehrlinge werden nach erfolgreichem Abschluß der Facharbeiterprüfung auf unseren Montagebaustellen in der Republik eingesetzt.
Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz ins Ausland erfolgen.

Weiterbildungsmöglichkeiten
Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie. Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

Entlohnung
Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nach der Grundausbildung werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen gemeinsam mit den Montagekollektiven eingesetzt. Hier erhalten sie zusätzlich

9,– M Auslösung
Wegegeld
Fahrgeldrückerstattung
14tägliche Bezahlung der Heimreisezeit
Erschwerniszuschlag

Im Betrieb VEB IMO Merseburg können sie in folgenden Berufen zum Facharbeiter ausgebildet werden

Beruf	Voraussetzung	Dauer der Lehrzeit
Maschinen- und Anlagenmonteur	10. Klasse	2 Jahre
Spezialisierungsrichtung Rohrleitungs- und Behälterbau		
Facharbeiter für Rohrleitungselemente	8. Klasse	3 Jahre

Erforderliche Bewerbungsunterlagen
Bewerbungskarte
Bewerbungsschreiben
Lebenslauf
Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse

Eure Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Lehre in unserem Betrieb sind zu den vorgeschriebenen Bewerbungsterminen an folgende Anschrift zu richten:

VEB Industriemontagen Merseburg
42 Merseburg, von-Harnack-Str. 15
Direktion Kader und Bildung

NIMMERKLUG IM KNIRPSENLAND

Bildroman frei nach Nikolai Nossow

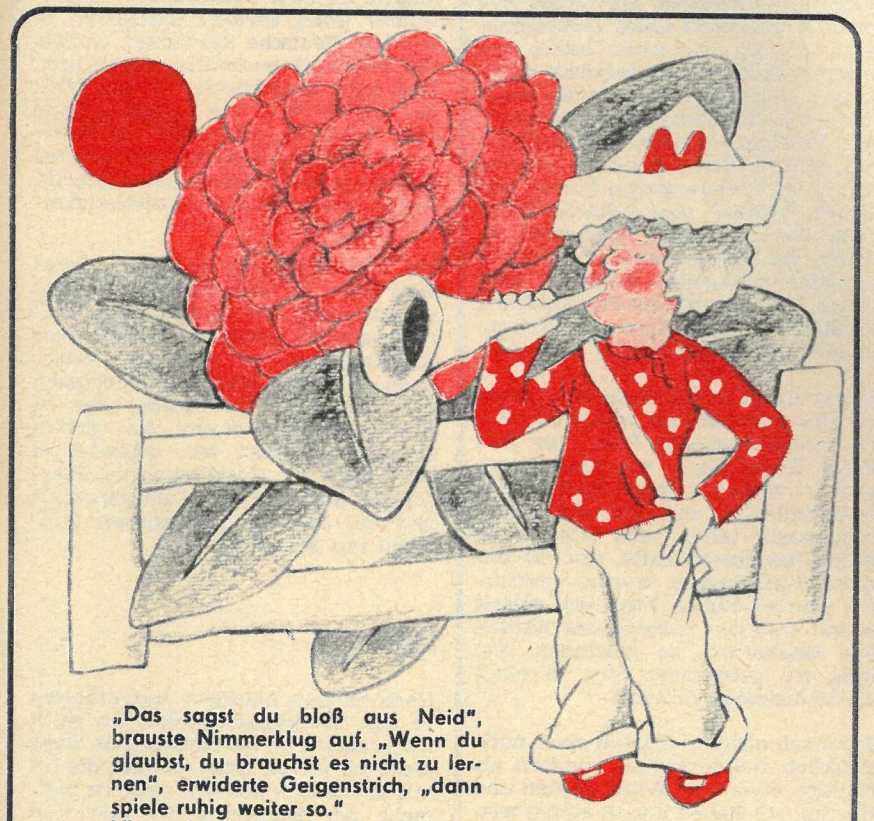
3.

von Ingeburg Kretzschmar (Text) und Hille Blumfeld (Zeichnungen)

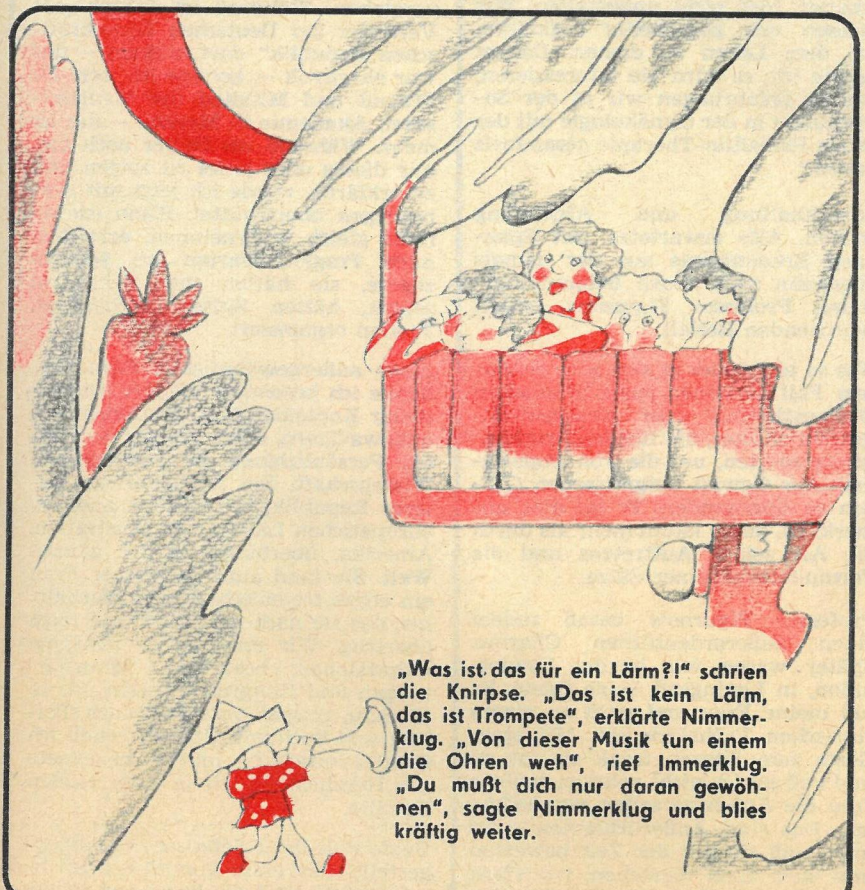
Wie Nimmerklug Musiker werden wollte

Wenn Nimmerklug sich eine Arbeit vornahm, packte er sie am verkehrten Ende an. Die Blumenstädter Knirpse meinten deshalb, Nimmerklug sei ein Hohlkopf. Aber das stimmte nicht. Die Stiefel zog er an die Füße und nicht übern Kopf. Und dazu gehörte schließlich so etwas wie Verstand. Außerdem hatte Nimmerklug durchaus den Wunsch, etwas zu lernen. Nur nicht die rechte Ausdauer.

Als er hörte, was Geigenstrich für ein berühmter Musiker war, bat er ihn: „Bring mir bitte das Spielen bei. Ich möchte auch Musiker werden." „Und welches Instrument möchtest du spielen?" „Welches ist am leichtesten, welches am lautesten?" „Die Trompete", erklärte Geigenstrich und holte die große Blechtrompete. Als Nimmerklug hineinpustete, dröhnte sie furchtbar. Nimmerklug war hingerissen. „Dann lerne Trompete blasen", entschied Geigenstrich. „Wieso lernen? Ich kann es doch schon!" Und Nimmerklug blies mit voller Kraft, tut-tut, tö-tö! „Spielen kann man das nicht gerade nennen", sagte Geigenstrich.



„Das sagst du bloß aus Neid", brauste Nimmerklug auf. „Wenn du glaubst, du brauchst es nicht zu lernen", erwiderte Geigenstrich, „dann spiele ruhig weiter so."
Nimmerklug ging hinaus und begann zu blasen: Tut-tut, tö-tö!



„Was ist das für ein Lärm?!" schrien die Knirpse. „Das ist kein Lärm, das ist Trompete", erklärte Nimmerklug. „Von dieser Musik tun einem die Ohren weh", rief Immerklug. „Du mußt dich nur daran gewöhnen", sagte Nimmerklug und blies kräftig weiter.

„Aufhören!" schrien alle. „Hau ab mit deiner blöden Trompete!" Nun gerade! beschloß Nimmerklug und blies auf der Straße weiter. Da wurden die Nachbarn böse, kamen aus dem Haus gerannt und nahmen ihm die Trompete weg. Nur mit Mühe konnte sich Nimmerklug retten.

Manch einer für Musik schon hält, was andern in den Ohren gellt.

Und wie es weitergeht, erfahrt ihr in der nächsten Nummer!

FREIE WELT-serie 3

„Mein Beruf ließ mich in viele Höhen und Tiefen menschlicher Schicksale blicken, in Glück und Unglück." Dieser Satz steht im ersten Kapitel der Autobiographie des Mitglieds der Akademie der Wissenschaften der DDR und korrespondierenden Mitglieds der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, Professor Helmut Kraatz. Als Dekan der Medizinischen Fakultäten und Direktor der Universitäts-Frauenkliniken in Halle und Berlin war er entscheidend am Aufbau und an der Profilierung unseres Gesundheitswesens beteiligt. „Zwischen Klinik und Hörsaal" nannte Professor Helmut Kraatz seine Memoiren, die FREIE WELT auszugsweise mit Genehmigung des Verlages der Nation veröffentlicht.

Chefvisite: Die weiße Wolke

Wärme an russischen Kaminen

Freund General

Chefgynäkologe in der Sowjetarmee war zu der Zeit Professor Figurnow aus Leningrad. Er kannte unsere Klinik schon seit 1928 — wie übrigens auch andere namhafte sowjetische Mediziner die Arbeit an der Charité in den zwanziger Jahren aufmerksam studiert hatten — und freute sich genauso wie wir, die zerrissenen Fäden neu, auf höherer Ebene beruflicher und gesellschaftlicher Sicht knüpfen zu können.

Bei einem seiner Aufenthalte in Berlin nahm mich Figurnow beiseite und antwortete mir auf meine Frage, wie er sich die allgemeine Weiterentwicklung denke: „Lieber Herr Kollege, ich war 1914 Gefangener Hindenburgs in Ostpreußen. Sie waren vice versa (umgekehrt) unser Gefangener jetzt. Sollten wir nicht beide, aus unseren Erfahrungen lernend, dafür sorgen, daß wir gemeinsam der Sache friedlicher Zusammenarbeit nützen?" Wie Professor Figurnow später verriet, hatte er den Kontakt zu unserer Klinik nie verlorengehen lassen. Natürlich bestand eine scharfe Trennung der Ideologien, erst recht zu Zeiten des Krieges, aber die wissenschaftlich-kollegiale Bindung zum Leiter der Universitäts-Frauenklinik, zu Stoeckel, blieb über alle Kriegstragik hinweg erhalten.

Dieser Mann in der Generalsuniform der Sowjetarmee trat während unseres Kongresses ans Pult. Vor ihm saßen Ärzte, die — wie die meisten noch — verhetzt waren und in den Sowjetsoldaten zunächst die Besatzungsmacht sahen, eine Armee, die Berlin beschossen hatte, und die zugleich verdrängten, warum geschossen werden mußte. Figurnow gelang es mit wenigen einleitenden Sätzen, das Auditorium zu gewinnen. Ein Sieg, ein glänzender Sieg in einer psychologischen Schlacht.

Er sprach nicht im Tonfall eines militärischen Befehlshabers, sondern als Kollege, etwa so: „Meine Damen und Herren, wir haben uns zu einem wissenschaftlichen Kongreß zusammengefunden. Wir wollen uns über das Schwere, das die Vergangenheit überschattet, hier nicht unterhalten. Wir müssen uns gegenseitig aufklären, um dem Leben zu dienen. Darum dachte ich, es wird Sie interessieren, welche Erfahrungen wir in der Sowjetunion in der Gynäkologie mit der neuen Penizillin-Therapie gesammelt haben."

Zurückhaltung und Ablehnung wichen. Alle erwarteten mit Spannung Erkenntnisse aus der damals allgemein noch neuen Behandlungsweise. Professor Figurnow erhielt rauschenden Beifall.

Wie so oft erwies er sich auch in diesem Fall als einer jener politischen Wissenschaftler oder wissenschaftlichen Politiker, die für den Brückenschlag sorgten, um die von imperialistischer Gewalt aufgerissenen Gräben zu überwinden. Er tat dies unmerklich, durch kaum mehr als durch die Art seines Auftretens und die Formulierung seiner Sätze.

Professor Figurnow besaß zudem einen außerordentlichen Charme. Später waren wir in der Sowjetunion, in Leningrad, seine Gäste. Er lud meine Frau und mich zu einem russischen Frühstück ein. Mit einer Geste zum Herzen trank er uns zu und ließ es sich nicht nehmen, meiner Frau die Apfelsine selber vorzuschälen. Das sind Äußerlichkeiten, aber man muß sie aus der Zeit bewerten und wird dann verstehen, wie stark sie uns ansprachen, die wir uns zum ersten Mal in diesem Land aufhielten.

In seinem Reich herrschte ein ungemein gutes Klima. Als er mir eine Operation vorgeführt hatte, der mein spezielles Interesse galt — eine urologisch-gynäkologische Operation, die durch ihn in den Schatz der therapeutischen Maßnahmen eingegangen war —, stellte er mir seine betagte Operationsschwester vor. Er umarmte sie und sagte: „Das ist meine treueste Kraft. Ich möchte sie nicht missen, solange ich arbeite. Wir wollen sie besonders begrüßen." Diese operative Gemeinschaft, die sich bis ins Persönliche verbunden fühlt, faszinierte mich geradezu.

Figurnow gelang es, dank seiner Persönlichkeit, dank seiner Ausstrahlungskraft zum maßgeblichen Katalysator eines solchen Kollektivs zu werden. Deutsche Studenten, damals von ihm in Geburtshilfe unterrichtet, jetzt hohe Sanitätsoffiziere der DDR, bestätigten mir das später. Seine Frau hatte in Leningrad ein deutsches Lyzeum besucht und schrieb perfekt noch die alte gotische Schrift, die zu lesen uns heute Schwierigkeiten bereitet.

Ich traf Figurnow mehrfach. Jedes Jahr kam er nach Berlin und versäumte nicht, meiner Frau eine Aufmerksamkeit, etwa in Gestalt einer Kaviarbüchse, zu erweisen. Dafür luden wir ihn und seine Genossen stets zu einem Frühstück oder zu einem Mittagessen ein. Aus gutem Grund versuchten wir, einander in der Pflege der Geselligkeit zu übertreffen. Sie half die Kameradschaft und die inneren Beziehungen zwischen uns festigen.

Wärme

Nach meinen häufigen Aufenthalten in der Sowjetunion fühle ich mich dort regelrecht zu Hause. Das liegt nicht nur an der Ortskenntnis, die ich mir allmählich erwarb, sondern vielmehr am Begreifen der Art und Weise, wie die Menschen leben und das Leben sehen. Wir lernten, uns mit den Kollegen und jedem anderen zu verstehen. Während ich früher „als Vertreter der Deutschen Demokratischen Republik" dort hinkam — das war ehrenvoll —, komme ich jetzt als Freund und Mitglied der Medizinischen Akademie in Moskau — das ist mehr. Während ich früher noch bat, mir dieses oder jenes zu zeigen und zu erklären, werde ich jetzt mit Einladungen überschüttet. Kann ich sie nicht gleich wahrnehmen, erreichen mich Fragen, warum ich solange zögere, sie hätten mir Neues zu zeigen, hätten Reisen vorbereitet, Treffen organisiert.

Einer außergewöhnlichen Frau verdanke ich besonders viel hinsichtlich dieser Kontakte: Frau Professor Nowikowa-Stern, einer allseits bekannten Persönlichkeit der sowjetischen Wissenschaft. Sie weilte oft in unserer Republik, in manchen anderen europäischen Ländern, in Australien, Amerika, überhaupt in der ganzen Welt. Sie fand auch zu meiner Frau ein enges freundschaftliches Verhältnis, das sie nach deren Tod auf mich übertrug. Wir machten gemeinsame Exkursionen, besuchten Veranstaltungen und Kongresse, trafen uns in Moskau, reisten von dort nach Tbilissi und Suchumi. Überall genoß ich Gastfreundschaft, immer begegnete uns Herzlichkeit, wie in einer großen Familie.

Beide Pole der Erlebnisse gegenübergestellt, das erste vorsichtige Beobachten und jetzt die Freundschaft als

selbstverständliche Basis für fortschrittliche wissenschaftliche Arbeit und persönliche Bindung, machen klar, daß dazwischen mehr ist, als eine Schilderung vermitteln kann.
Was sind wohl die letzten Gründe, die ein solches Kontaktverhältnis bestimmen? Sie liegen natürlich nicht nur in der Häufigkeit der Begegnungen, sondern in der inneren Einstellung, die sich bei mir zur Sowjetmacht herausbildete, ein jahrelanger Prozeß, der im übrigen nie abgeschlossen ist. Vielleicht beförderten diesen rationalen Vorgang meine schon erwähnte Vorliebe für russische Musik, für Tschaikowski, auch für Mussorgski, Borodin, Prokofjew, Schostakowitsch und die anderen Meister, vielleicht auch die russische bildende Kunst, besonders die Ikonen-Kunst, die mich immer wieder erfreut, die ich liebe, und die Besuche der Ermitage und der Moskauer Museen. Vielleicht begleitete mich unsichtbar der fast vergessene Iwan meiner Kindheit auf meinen Wegen durch sein von Grund auf verändertes Land.

Ich versuchte, mich in die Gefühlswelt der Menschen einzuleben, in ihren Lebensstil. Dazu reicht freilich die Vorstellung nicht aus, wie sich einst der russische Bauer in der winterlichen Einöde in sein Häuschen zurückzog, um auf dem Ofen zu schlafen, während der Samowar brummt. Aber selbst dieses verblassende Bild spricht von der Wärme, der Anheimelung, die in dem Lande trotz der Industriegiganten, der Atomkraftwerke, der Weltraumstationen und transkontinentalen Pipelines zu Hause sind.

Bier im Stück

Ich traf in einem neuen Zeitalter auf andere Weise wieder, was ich aus alten Vorstellungen heraus zu finden hoffte: Menschen, stets füreinander da, fest mit ihrer Heimat verwachsen. In jeder Familie fühlte ich die Bindungen untereinander, die fast gluckenhaft zu nennende Fürsorge der Mütter für ihre Kinder, die herzlichen — schon durch die brüderliche Umarmung gegebenen — Gesten. Und kommt dann zum Aufwärmen der gute Wodka auf den Tisch, schwingen erst recht Ungezwungenheit, Lebensfreude und Kraft in den Liedern. Gemeinschaftsdenken beherrscht alle Zusammenkünfte, nicht nur, wenn man sich gegenseitig auffordert, einen Toast auszubringen. Kurzum, dies alles ließ mich die sowjetische Wirklichkeit mehr und mehr als Teil meines eigenen Lebens aufnehmen.

Wie muß man eigentlich beschaffen sein, um für die kleinen und erst recht die großen Dinge, die sich in der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern vollziehen, kein Gespür zu haben? Einmal weilten wir gerade um den 1. Mai in Moskau. Wir bekamen die Möglichkeit, ihn auf dem Roten Platz zu erleben. Da die Festlichkeiten unsere Begleiter stark beschäftigten, fragten sie, ob es uns etwas ausmache, allein hinzugehen. Selbstverständlich verneinten wir das und zogen los. Wir passierten verschiedene Sperren, aber alles vollzog sich so glatt und schnell, wie man es selbst auf Flughäfen heutzutage nicht erlebt.

Shukow fuhr die Front der angetretenen Paradeeinheiten im Auto ab. Reiten hätte bei den Dimensionen der Parade zu lange gedauert. Durch das Fernsehen sind diese Bilder wie alle anderen Phasen der farbenprächtigen Demonstration jedem genügend vertraut.

Ich stand also vor dem GUM, dem großen Kaufhaus, und bewunderte das mitreißende Schauspiel. Da kriegte ich plötzlich einen gewaltigen Schlag auf die Schulter. Ich drehte mich um und sah einen Studienfreund aus Heidelberg vor mir. Der fragte mich sofort, ob ich genug zu trinken hätte. Er öffnete behutsam seinen Mantel, dessen Futter mit Sekt- und Weinflaschen gespickt war. Als wichtigste Mitteilung des Tages gab er bekannt, wo es in der Nähe auch noch gutes Bier gäbe. Ein merkwürdiger Treffpunkt. Wir hatten uns über zwei Jahrzehnte nicht gesehen und seitdem nichts voneinander gehört. Merkwürdiger noch der Kontrast der touristischen Interessen. Das soll keine Stellungnahme gegen die leibliche Wohlfahrt sein. Im Gegenteil, wir bekamen dafür im Freundesland Kostproben, deren wir uns gerne, mitunter schmunzelnd, erinnerten.

Meine Frau hatte eine Magenverstimmung. Ich kann nur dankbar anerkennen, mit wieviel Liebe und Besorgnis die Kellnerinnen im Hotel sich um sie bemühten und ihr entsprechende Speisen anboten. Meine Frau, die nie sehr viel aß, meinte, es könnte das eine oder das andere oder das dritte sein. Dann servierten sie ein Menü, von dem zehn Personen hätten satt werden können. Man brachte von jedem etwas.

Oder: Ich bestellte mir immer kaltes Bier, weil ich warmes nicht mag, bekam es aber aus unerfindlichen Gründen nirgends. Vielleicht stand keines bereit, und wir hatten im allgemeinen nicht allzuviel Zeit. Durch diese Erfahrung gewitzt, bat ich beim Besuch Leningrads die Kellnerin nachdrücklich — Anna Seghers, die in der Nähe saß, wunderte sich über meine Hartnäckigkeit —, mir kaltes Bier zu geben, ganz, ganz kaltes Bier. Die Kellnerin nickte und hielt ihr Versprechen. Nach einer ganzen Weile kam sie an, öffnete die Flasche, konnte aber kein Bier ausschenken. Es war gefroren.

Soviel Eifer, den Gast zufriedenzustellen, muß man suchen.

Sagorsk

Unvergessen bleibt mir auch ein Besuch in Sagorsk. Wir kamen unangemeldet dorthin, um die alte russische Kirchenstadt kennenzulernen. Ein Pope wurde gerufen, der uns führen sollte. Der staunte zunächst über die Eindringlinge, ergab sich aber dieser Fügung. Unser Dolmetscher, ein Student, meinte vorab, er habe keine Beziehung zur Kirche und ihren Dienern, er wisse, daß sie trotz gelobter Armut reich sind, weil sie Geld von den Armen nehmen. Er wolle trotzdem getreulich übersetzen, was der Pope sage.

Wir gingen durch alle geweihten Stätten, einschließlich der Kapelle, wo die Quelle fließt, der das Kloster seine Gründung verdankt. Wir bewunderten die großen Ikonenwände und den schweren Goldschmuck. Machtvolle Chöre erfüllten den Raum. Bärtige Priester zelebrierten die Messe. Einige Bäuerinnen ließen keinen vorübergehen, ohne den Saum seines Rockes zu küssen und dafür gesegnet zu werden. Uns schien, wir seien in einer versunkenen Welt.

Wir schickten uns zur Heimfahrt an, und ich fragte den Popen, zugegeben etwas hinterhältig, was ihm der Name meiner Heimatstadt, Wittenberg, bedeute. Er reagierte sofort: „Martin Luther!" und fragte dann seinerseits verwundert: „Sind Sie denn gläubig?" Ich bejahte das auch für meine Begleitung. Darauf bat er uns, einige Zeilen in das Gästebuch zu schreiben, das im Turmgebäude lag.

Beim Abschied erklärte ich ihm, wie glücklich ich mich schätzte, in kurzer Zeit das moderne, aufstrebende Moskau mit seinen peripheren industriellen Gebieten, das klassizistische Leningrad mit den traditionsreichen Bauten und Museen und nun noch Sagorsk mit den alten religiösen Bräuchen, mit einem Wort, die „weite russische Seele" kennengelernt zu haben. Da umarmte er mich weinend und sprach kein Wort mehr. Dafür blieben mir seine großen Augen, die Statur, das gepflegte Äußere, sein Gesicht mit den ebenmäßigen Zähnen um so lebhafter in Erinnerung.

Einige Monate später hielt ich mich — den Anlaß weiß ich nicht mehr — in Wittenberg auf. Ausgerechnet hier entdeckte ich auf dem Titelblatt der „Neuen Berliner Illustrierten" das Bild dieses Mannes. Der Zufall ließ mich, in mein engeres Zuhause zurückgekehrt, einem Weggefährten des Augenblicks wiederbegegnen, der mich vergessen machte, wieviele Kilometer zwischen uns lagen. Das einzigartige Erlebnis Sagorsk stand wieder lebendig vor mir. Nichts taugt, wenn es mit dem Tag vergeht.

Von „Miezen" und „Obermiezen"

In der Arbeit verwirklicht sich der Mensch stets aufs neue. Die Art, dieses zu tun, ist bei der Frau trotz aller Emanzipation noch manchmal weniger vordergründig, weniger auffällig als beim Mann. Dennoch könnte ohne den zuweilen aufopferungsvollen Einsatz der Frau unser Leben nicht weitergehen.
Einer meiner Vorgänger an der Universitäts-Frauenklinik, Ernst Bumm, begann eines Morgens seine Vorlesung mit den Worten: „Guten Morgen, meine Damen und Herren. Eigentlich hatte ich vor, heute über das enge Becken zu sprechen, aber meine Oberschwester sagte, die Eklampsie, die gefährliche Krampfkrankheit während der Schwangerschaft, der Geburt oder des Wochenbettes, die wir gerade haben, wäre wichtiger. Was soll man da machen? Sprechen wir also über Eklampsie."
Diese Episode wirft unter anderem ein bezeichnendes Licht auf den Wandel in der Stellung zur Schwester während der letzten Jahrzehnte. Die alte „Obermieze", wie wir sie nannten, mußte einen — freilich auf Wissen gestützten — ungeheuren Selbstbehauptungswillen aufbringen, um in einer derartigen Weise das Vertrauen des Chefs zu genießen. Der allerdings quittierte dann Einsprüche und Ratschläge mit Humor und — wie wir sahen — befolgte sie. Man mag auch anderenorts solche Originale und herausragenden Schwesternpersönlichkeiten angetroffen haben, die beherzt ihre eigene Meinung in die Waagschale ärztlicher Entscheidungen warfen. Im allgemeinen jedoch glich die Stellung der Schwester in der Hierarchie einer Klinik praktisch der eines dienstbaren Geistes, einer Pflegerin — in des Wortes letzter, zugleich aber auch tiefer Bedeutung —, die lediglich die Anweisungen der Ärzte auszuführen hatte.

Heute verhält sich das anders. Arbeitsinhalt und Verantwortung der Schwester nehmen einen anderen Rang ein. Die Gegensätze innerhalb einer klinischen Gemeinschaft vom Chef über die Oberärzte, Assistenten, Schwestern, Pflegerinnen bis zu allem übrigen Personal sind stark abgebaut. Alles geht demokratischer zu. Ein Rat oder ein Hinweis, woher er auch immer kommt, findet Beachtung, sofern er sich als begründet und verwendbar erweist. Die Ausnahme früherer Zeit gilt als Regel. Das eigenständige Handeln der Schwester ist geradezu unerläßlich. Ich hielt meine Mitarbeiter von jeher dazu an, von den alten Schwestern und Hebammen zu lernen, und tat es selber. Die alte „Obermieze", der Drachen mit dem goldenen Herzen, brachte mir neben anderem das chirurgische Nähen in der Geburtshilfe bei, besser als meine ärztlichen Vorbilder und Lehrer. Hatte ich als junger Adept Dammnähte zu legen, instrumentierte sie und sagte lediglich: „Falsch — richtig — falsch — richtig!" Sie stand über Dezennien, gleichsam als Symbol, Lernenden und auch Erfahreneren zur Seite.

Um die alte Oberhebamme an der Universitäts-Frauenklinik machten einige lieber einen Bogen. Schien es der Hebamme nötig, belegte sie ihre Schwestern mit unflätigen Ausdrükken. „Blöde Gans" war darunter der zartfühlendste. Aber alle gingen für sie durchs Feuer, denn sie hatte genauso „Haare auf den Zähnen", wenn sie bei vorgesetzten Behörden für die sozialen Belange der Schwestern kämpfte. Dort galt sie als ebenso bissig, gefürchtet und erfolgreich!
Der Erfahrungsschatz dieser Schwestern, die ganz und gar in ihrem Beruf aufgingen, stellte manche Bücherweisheit in den Schatten. Ein später berühmter Gynäkologe, damals Oberarzt und Stellvertreter des Chefs, kam in den Kreißsaal und fand eine unförmig dicke Frau vor, die zwei Kreißbetten nebeneinander brauchte, um Platz zu finden. Die Oberschwester legte die Hand auf den Bauch der Frau und sagte: „Herr Oberarzt, die Frau bekommt eine Ruptur", einen Gebärmutterriß. Der Oberarzt war seiner Sache sicher: „Sie bekommt keine!"

„Sie bekommt eine!"

„Zählen Sie mal die Symptome einer drohenden Ruptur auf."

„Das kann ich nicht, aber sie bekommt eine!"

Der Oberarzt sauste in die Bibliothek, holte ein Lehrbuch, schlug das Kapitel Ruptur auf und fragte ab: „Hat sie das, hat sie das, hat sie das . . .?" Keines der Symptome traf zu. Sie wären bei der Unförmigkeit des Körpers ohnehin schwerlich zu sehen oder zu fühlen gewesen. Der Oberarzt triumphierte: „Na also!"

Die Schwester reckte sich zu voller Größe auf: „Und doch bekommt sie eine, sie werden es erleben."

Sie bekam eine.

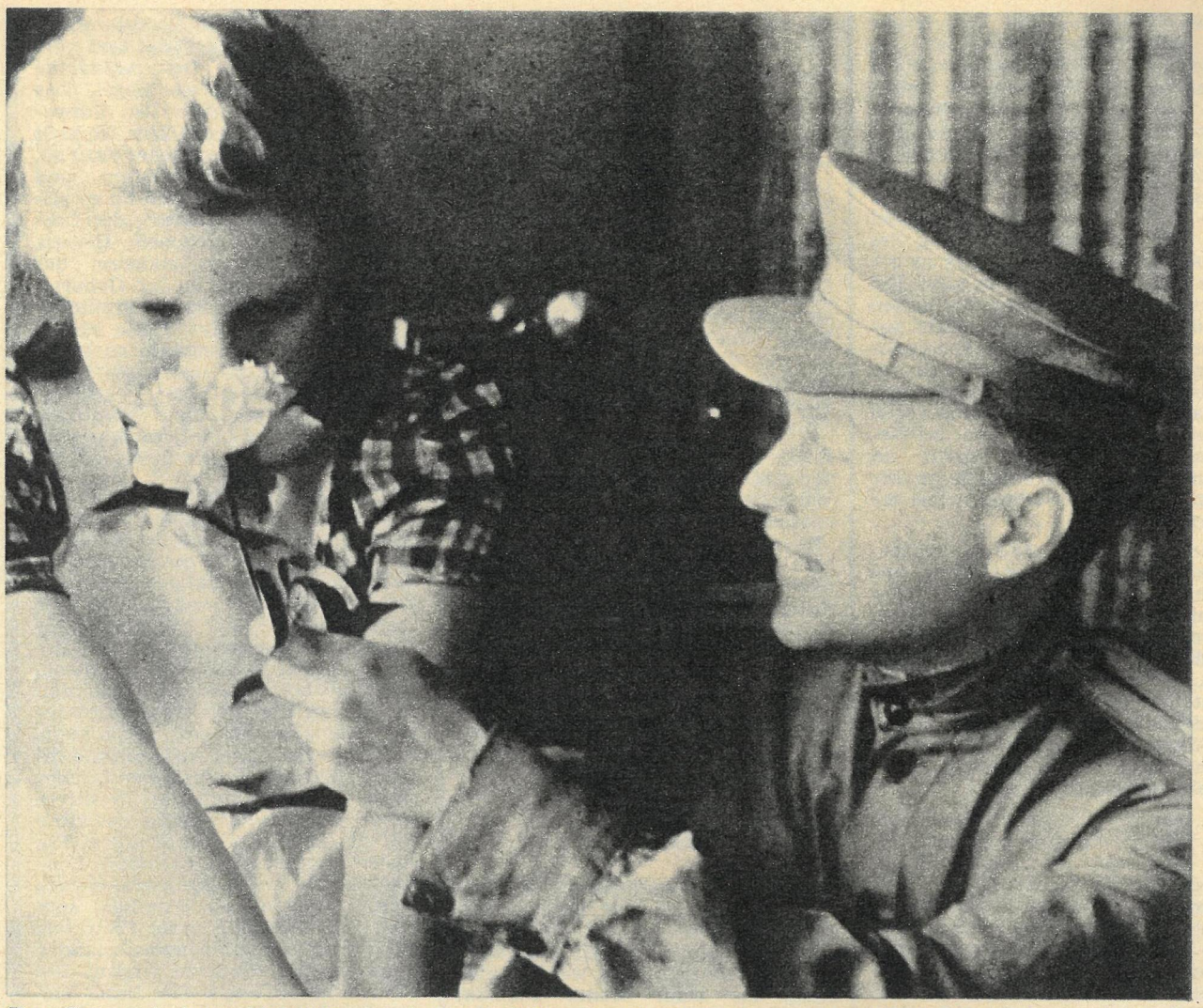
Als ich einmal bei einer Frau Zwillinge diagnostizierte, widersprach die Oberschwester mit Kennerblick: „Nie im Leben, das ist nur eins." Ich glaubte, gründlich untersucht zu haben: „Wollen wir wetten?"

Kurz danach hatte sie eine Flasche Rotwein und ich an Erfahrung gewonnen.

Im nächsten Heft:

Kaiserschnitt · Komplikationen · Ein biologisches Phänomen · Unvollkommene Natur · Bekenntnis · Kollegen in Uniform

Foto: Gerhard Kiesling



Eines Tages – in jenem Mai 1945 – wurde ich mit Editha Berneis, der Tochter unserer Wirtsleute in Berlin-Niederschönhausen, fotografiert. Seitdem habe ich das Bild in meinem Album. *Wladimir Rudim, Moskau*

1917

Eine Hoffnung

Herbert Schmidt, Finsterwalde, 81 Jahre alt, wurde auf das Gruppenfoto einer Verbrüderungsszene im Schützengraben bei Baranowitschi (FW 27/77) aufmerksam. Er schickte ähnliche Bilder: „Am 17. Dezember 1917 habe ich die Verhandlungen über die Waffenruhe noch miterleben können. Später erfuhren wir, daß von den deutschen Militaristen der Waffenstillstand schmählich gebrochen wurde." **Curt Schmidt, Leipzig, und Max Werner, Dresden,** schildern ebenfalls die Friedenshoffnungen russischer und deutscher Soldaten im ersten Weltkrieg.

Kämpfe und Ergebnisse

Von der Solidarität für die junge Sowjetmacht in den 20er Jahren berichtet **Grete Wagner, Berlin:** „In Hamburg herrschte Inflationsnot, trotzdem sammelten wir Groschen um Groschen. Tausende Arbeiter kamen zum Hafen, um die Schiffe mit Lebensmitteln, Medikamenten und Schreibwaren zu verabschieden." „Hände weg von Sowjetrußland!" war auch in Weimar 1922 die Losung, schreibt **Fritz Fiedler,** der dort später zu seiner Freude den Besuch von Armeegeneral Tschuikow an Goethes Grab miterlebte. **Kurt Schenk, Berlin,**

DDR-CHEMIEANLAGENBAU
– ANERKANNT –
– LEISTUNGSSTARK –

Für die Realisierung volkswirtschaftlich wichtiger Vorhaben der chemischen Industrie sowie zur Erfüllung der Exportverpflichtungen suchen wir dringend erfahrene

Diplomingenieure und Ingenieure

für interessante und vielseitige Arbeitsaufgaben in den Bereichen der **Projektierung** für die Fachrichtungen

- **Maschinentechnik**
- **Elektrotechnik**
- **Bau**
- **Luft- und Kältetechnik**

sowie in der Realisierung auf den Großbaustellen der chemischen Industrie.

Wir bieten Ihnen:
– Entlohnung nach dem Tarif der chemischen Industrie
– gute Arbeits- und Lebensbedingungen sowie Arbeiterversorgung in den Betrieben
– Urlauberbetreuung in betriebseigenen Ferieneinrichtungen
– Vergütung entsprechend Montageabkommen beim Einsatz auf den Baustellen
– Unterbringung in modernen Wohnunterkünften
– Bereitstellung von Wohnraum

Der Einsatz ist möglich im Stammbetrieb Leipzig und in den Betrieben bzw. Betriebsteilen Böhlen, Schkopau, Leuna, Dessau und Schwedt.
Ihre Bewerbung richten Sie bitte an

VEB Konstruktions- und Ingenieurbüro Chemie Leipzig

Stammbetrieb des VEB Chemieanlagenbau- und Montagekombinat Leipzig
– Personalbüro –
701 Leipzig, Georgiring 1/3

Reg.-Nr. II/13/77 - 45

PREISFRAGE Heft 43/77

Welches Meerestier ist für den Taucher oft gefährlicher als ein Hai?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50,— M sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 45/1977.
Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke — siehe Schere — und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 23. November 1977.

Auflösung Heft 40/1977: Aus Tonvasen. Auflösung Heft 41/1977: Am Großen Dreesch, Schwerin. Wir gratulieren **Rudolf Lindenhain aus Brandis und Götz Schädler aus Berlin.**

Leser-forum

FW-Ratgeber

Wie bin ich versichert, wenn ich mit dem Reisebüro ins Ausland fahre?

Sabine Holzapfel, Falkenberg

Heute: Reisen

Liebe Frau Holzapfel!
Jeder Reisende ist bei einer Auslandsreise durch das Reisebüro der DDR bei der Staatlichen Versicherung in gewissem Umfang gegen auftretende Schäden und Verluste am Reisegepäck bis 2000 Mark, gegen Unfall und gegen einen unvorhersehbaren oder unverschuldeten Rücktritt von einer Reise versichert. Für die Gepäckversicherung kann bei der jeweiligen Kreisdirektion der Staatlichen Versicherung die Erhöhung der Versicherungssumme beantragt werden. Um die obengenannte Versicherung in Anspruch zu nehmen, ist eine vorgedruckte Schadensmeldung erforderlich, die Reiseleiter bei sich führen. Wo Touristen von ortsansässigen Repräsentanen betreut werden, wird der Schein dort ausgegeben. Bei PKW-Reisen hat der Tourist selbst vor Antritt der Reise eine Auslands-Haftpflichtversicherung abzuschließen. Auch ist eine Kasko-Versicherung möglich. Wer schon eine Inlandkasko-Versicherung hat, bezahlt weniger Versicherungsgebühren. Solche PKW-Versicherungen können für verschiedene Fristen abgeschlossen werden.

Ihr Karl-Heinz Gummich

Es gibt wohl keinen Menschen, den das Hauptereignis dieses Jahrhunderts unberührt gelassen hat – tief hat es unser aller Leben beeinflußt. Unzählige sind es, die zum Land des Roten Oktober inzwischen enge Beziehungen knüpften. Bei dem einen reichen sie weit zurück, begannen beim ersten Aufhorchen im Jahre 17. Bei anderen entstanden sie durch das Wirken der Freundschaftsgesellschaft. Täglich werden die Bindungen fester, von Jahr zu Jahr umfassender.
Sie, liebe Leser, haben mitgeholfen, mit Ihren persönlichen Kapiteln zur Geschichte der deutsch-sowjetischen Freundschaft das Band sichtbar zu machen, das unsere Völker zusammenhält. Vielgestaltig sind die Beiträge: Vergilbte Fotos liegen neben Mitgliedsdokumenten, sachliche Berichte neben Gedichten. Aus dem Brief eines ehemaligen KZ-Häftlings klingt Genugtuung, daß Kampf und Opfer nicht vergeblich waren, zwischen den Zeilen eines Arbeiters lesen wir Stolz auf gemeinsames Wirken, aus einer Kinderzeichnung spricht die Zuneigung zur sowjetischen Freundin. Vieles haben wir bereits veröffentlicht. Blättern wir heute, wenige Tage vor dem Jubiläum, wieder in unserer Chronik:

1977

Geschichte, die wir mitgestalten

Chronik der Verbundenheit

hat auf vielen Seiten Erinnerungen an den V. Kongreß der „Roten Gewerkschaftsinternationale" 1930 in Moskau und seine anschließende Reise durch die Sowjetunion festgehalten: „Die selbstbewußte Haltung und Aktivität der Frauen war besonders augenscheinlich, überall wiesen sie uns stolz auf das Neue im sozialen Bereich hin."

Heimliche Kontakte

Jahre später, nach dem faschistischen Überfall auf die UdSSR, sorgen unter Lebensbedrohung Antifaschisten dafür, daß die Verbindungen nicht abreißen. RADIO MOSKAU spielt in den Beiträgen aus dieser Zeit eine gewichtige Rolle. **Helmut Drechsler, Leipzig,** erinnert sich: „Als ich sah, wie mein Vater sein Ohr eng an einen alten Rundfunkempfänger preßte, ahnte ich, daß er keinen Nazisender hörte. Leise sagte er: ‚Moskau. Sie bringen ein Gedicht von Majakowski in deutscher Sprache.'" Von ihren verbotenen Beziehungen zu zwei ukrainischen Mädchen, die bei einem Gutsbesitzer wie Menschen zweiter Klasse behandelt wurden, erzählt **Gerda Schmidtke, Berlin:** „Unsere Gespräche drehten sich meist um das Ende des Krieges. Wie würde es uns ergehen bei einem Sieg der ‚Russen'? Es kam der Abend, an dem wir die Wahrheit über RADIO MOSKAU hörten."

Wahrheit und Wirklichkeit

„Ich bin ein Mensch von denen, die erst nach dem Sieg der Roten Armee gelernt haben, was Faschismus wirklich bedeutet", bekennt **Werner Lange, Annaberg-Buchholz.** Die schlichte Hilfsbereitschaft eines Sowjetsoldaten im Nachkriegsgewimmel eines Bahnhofs gab **Gottfried Hofmann, Dörfel (Erzgebirge),** damals Mut und den Glauben an die Zukunft wieder.
Und heute? Unmöglich, alles wiederzugeben an Vielseitigkeit der Bindungen. Da wird das herzliche Entgegenkommen sowjetischer Menschen gerühmt – von **Gertrud Heidrich, Seifhennersdorf,** die sich darüber freut, wie erschöpfend ihr ein Mitarbeiter des Nord-Ossetischen Heimatkundemuseums eine Frage beantwortete – von **Erich Fabian, Forst,** der begeistert vom Empfang seiner Reisegruppe in Togliatti schwärmt. Über die Waffenbrüderschaft zwischen Sowjetarmee und Nationaler Volksarmee schreibt **Manfred Schubert, Berlin,** von der Nutzung des Kabinetts der Freundschaft im VEB Eisenhüttenkombinat Ost berichtet **Günter Paulick, Eisenhüttenstadt.** Über sowjetische Kunst, vor allem über die Musik, äußert sich **Margarete Reuter, Karl-Marx-Stadt:** „Ich will hier nur Schostakowitsch nennen, dessen Sinfonien ich liebe." Von einer Begegnung mit dem Schriftsteller Fjodor Abramow im VEB Fliesenwerke „Kurt Bürger" erzählt die Leiterin der Gewerkschaftsbibliothek **Regina Herrmann, Boizenburg:** „Das Gespräch übertraf alle Erwartungen, wir waren fasziniert von der Ausstrahlungskraft seiner Worte." Über Ergebnisse des Erfahrungsaustauschs mit Kolchosen und Sowchosen im VEG Bandelstorf, Kreis Rostock, schreibt **Barbara Block, Rostock** ...

Liebe Leser, dieser Versuch eines Überblicks kann nicht gelingen! Vieles haben wir für spätere Veröffentlichungen gesammelt, an Dokumenten und Fakten zeigen sich Historiker interessiert, jeden Tag treffen Briefe von Ihnen mit neuen Seiten für die Chronik ein, immer wieder wird jeder von uns Beweise der Freundschaft erleben, wird erfahren, wie die Annäherung unserer Völker unser Leben bereichert. Die Chronik der Verbundenheit ist ein Stück lebendiger Geschichte, die wir weiter mitgestalten!

Ihr Leserforum

LESERFOTO

„Gehen Sie in Leningrad unbedingt zur Strelka", empfiehlt Heinz Wagner, Leipzig, der dort eine der berühmten Rostralsäulen fotografierte.

Menschen im Konflikt

Im Heft 37/1977 baten wir unsere Leser um ihre Meinung zu „Eine unglaubliche Geschichte". Zwei Väter suchen auf unterschiedliche Weise mit der Tatsache fertig zu werden, daß ihre Söhne zehn Jahre zuvor als Säuglinge vertauscht wurden. Lesen Sie dazu weitere Leserzuschriften:

Zu „fremden" Eltern?

Ich schrieb noch nie an eine Zeitschrift. Aber dieser Beitrag hat mich doch dazu veranlaßt. Ich bin 16 Jahre glücklich verheiratet, habe eine 12jährige Tochter. Würde ich nun in einen solchen Konflikt geraten, könnte ich sie weder für Gut noch Geld „umtauschen".

Monika Tank, Eberswalde-Finow

Mühsam arbeitet man sich durch diese wirklich konfliktgeladene Geschichte. – Maskows Sorge um das weitere Schicksal seines echten Sohnes ist verständlich, fühlt er sich doch nun als Vater für ihn verantwortlich ...

Holger Hartenstein, Halle-Neustadt

Ich wurde als kleines Kind von Verwandten adoptiert. Mit 12 Jahren sollte ich zu meinen leiblichen Eltern, die mir als Tante und Onkel bekannt waren, zurück. Es dauerte Jahre, ehe dieser Umtausch von mir verwunden wurde. Deshalb: Man soll die Kinder lassen, wo sie aufwuchsen, ihnen bliebe viel Leid erspart.

Elfriede Ballerscheff, Neese

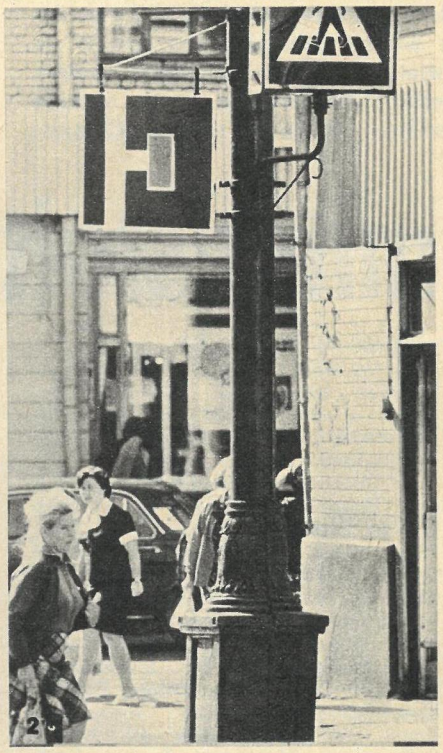
Maskows Nachforschungen kann ich noch verstehen und gutheißen. Aber sein übriges Vorgehen, keine Absprache mit seiner Frau, das Auftreten Buran gegenüber, finde ich egoistisch und starrsinnig. Ohne Rücksicht auf die beiden Jungen will er sie plötzlich austauschen – das kann nicht gut gehen. Sie wurden doch zehn Jahre lang in den Familien wie eigene Kinder umsorgt und erzogen. Waljas Fortgehen ist sicher eine Flucht, aber doch nur, um Oleg nicht hergeben zu müssen. Großartig finde ich Burans Verhalten, obwohl es ihm gewiß auch nicht gleichgültig ist, daß sein leiblicher Sohn nicht bei ihm lebt.

Dorothea Oliwen, Eisenhüttenstadt

Ich habe die Geschichte meiner zehnjährigen Tochter Korina vorgelesen, sie war der gleichen Meinung wie ich: Die Jungen sollen Freunde werden und zusammen aufwachsen!

Inge Trylus, Krummenhennersdorf

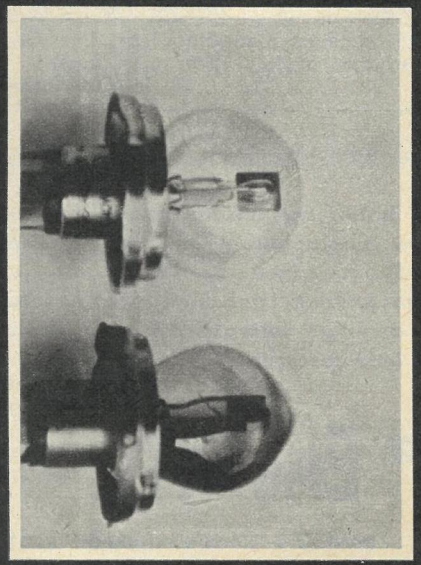
Redaktion: Ingrid Buchholz; Foto: Privat (Repr. OGONJOK)



In Moskau gesehen

Über dreitausend Kilometer erstreckt sich das innerstädtische Straßennetz der sowjetischen Hauptstadt. Mehr als 23 000 Verkehrszeichen, 770 Ampelanlagen an Straßenkreuzungen und 231 Fußgängertunnel sorgen für einen flüssigen und sicheren Verkehrsstrom. FW-mobile stellt heute einige dieser Verkehrszeichen vor, die ab 1978 auch bei uns gültig sind:

1. Halt – Vorfahrt gewähren (links), vorgeschriebene Fahrtrichtung rechts (rechts)
2. Sackgasse (rechts)
3. Gegenverkehr hat Wartepflicht
4. Parkverbot
5. Halteverbot
6. Verbot, mit Fahrzeugen über 3,5 t zulässiger Gesamtmasse mehrspurige Kfz zu überholen

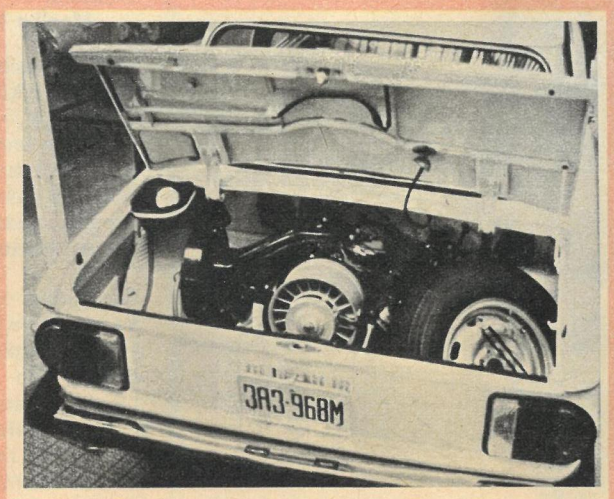


Licht ohne Risiko

Gute Fahrzeugbeleuchtung wird bald wieder gefragt sein, denn sie ist die Voraussetzung für ein sicheres Sehen und Gesehenwerden bei Dämmerung, Dunkelheit und Sichtbehinderungen. Die Güte der Fahrzeugbeleuchtung ist wesentlich vom Zustand der Glühlampen abhängig. Infolge der Verdampfung der Wolfram-Glühfäden beim Glühvorgang (Temperaturen über 2000 °C) entsteht eine Schwärzung des Lampenglases und Schwächung des Glühfadens, und damit sinkt seine Leistungsaufnahme. Die Leuchtstärke der Glühlampe sinkt, bis sie schließlich ausfällt. Die Glühlampen im Kfz sollten daher nicht über ihre normale Lebensdauer (etwa 100 bis 150 Betriebsstunden) im Scheinwerfer genutzt werden, sondern rechtzeitig, d. h. vorbeugend ausgewechselt werden. Düstere Fahrzeugbeleuchtung und deren möglicher Ausfall sind im Straßenverkehr eine akute Gefahrenquelle. Beim Lampenwechsel dürfen Reflektor und Glühlampe niemals mit Öl- und Fettlappen oder bloßen Händen berührt werden. Selbst aus den Fingerabdrücken entsteht durch die hohe Temperatur der Glühlampe ein Fettnebel, der den Reflektor blind macht. Beim Biluxlampen-Wechsel sollte der gleiche Lampentyp verwendet werden, weil schon bei geringfügig anderer Lage der Glühfäden die Scheinwerfereinstellung korrigiert werden muß.

EINSICHTEN

in den Kofferraum und in den Motorraum des neuen Saporoshez-Modells SAS 968 M bieten die Fotos links und unten. Deutlich erkennbar: der wesentlich vergrößerte Kofferrauminhalt sowie das Reserverad im Motorraum.

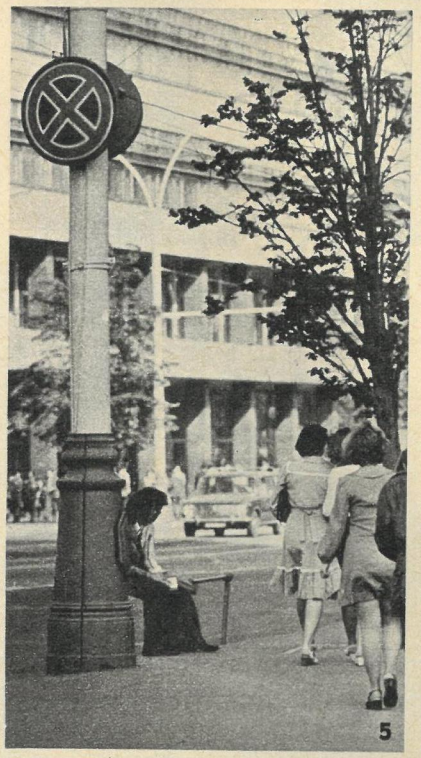


Ölstandskontrolle

Zur exakten Ölstandskontrolle sollten folgende Punkte beachtet werden:

- **Fahrzeug auf waagerechter Fläche abstellen.**
- **Ölstand erst dann prüfen, wenn der Motor mindestens fünf Minuten gestanden hat.**
- **Ölstab ziehen, mit sauberem Lappen abwischen und dann zur Kontrolle bis zum Anschlag einschieben.**
- **Öl möglichst erst nachfüllen, wenn sich Ölstand nahe der Minimalmarke abzeichnet.**
- **Nach dem Auffüllen Ölstand nochmals kontrollieren; dieser sollte dann etwa fünf Millimeter unter der Maximalmarke stehen (zu hoher Ölstand fördert Ölverbrauch).**

WAS ALTEN HASEN RECHT IST,



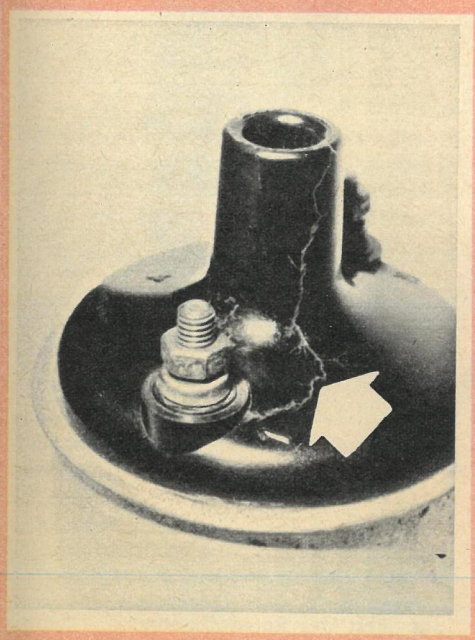
RIESEN KRAFT

Vorgestellt auf der AVTOPROM '77 in Moskau: der LKW-Lastzug MAS 7310-8385 für Schwertransporte, bestehend aus Zugmaschine und Anhänger. Technische Daten: Nutzlast der Zugmaschine 20 t, Gesamtmasse 43 t; Gesamtmasse des Anhängers 25 t; 12-Zylinder-Dieselmotor; Leistung: 525 PS bei 2000 U/min; max. Geschwindigkeit 60 km/h; Normverbrauch 120 l/100 km

Produktions-Statistik

Sowjetische PKW-Produktion 1976 (nach den Angaben des Ministeriums für Automobilindustrie der UdSSR): insgesamt 1 123 381 Stück

Einzeltypen	Stück
Automobilwerk Gorki insgesamt	**73 187**
Wolga-Typen	
GAS 24	37 900
GAS 24 01	30 008
GAS 24 02	2 200
GAS 24 04	2 000
Sonderausführungen	1 079
Autowerk Togliatti insgesamt	**684 728**
LADA-Typen	
WAS 2101	226 714
WAS 21011	172 905
WAS 2102	57 001
WAS 2103, 2106	228 108
Kombinat Saporoshez insgesamt	**142 500**
Saporoshez-Typen	
SAS 968	33 229
SAS 968 A 2	34 630
SAS 968 B	4 500
SAS 968 B 1	23 123
SAS 968 B 2	38 448
Sonderausführungen	8 570
Kombinat Moskwitsch insgesamt	**171 765**
Moskwitsch-Typen	
M 2138	30 211
M 2138 1	243
M 2140	125 068
M 2140-1	4 687
M 2137	11 482
Sonderausführungen	74
Uralski Autowerk insgesamt	**51 200**
Ural-Variante des Moskwitsch	
sowie weitere Sonderausführungen	



Kriechfunken

Trotz intakter Batterie und Kraftstoffzufuhr kann es im Winterbetrieb zu den für die Jahreszeit typischen Zündstörungen beim Start oder während des Motorlaufes kommen. Die oft reichliche Feuchtigkeit sorgt in Verbindung mit Schmutz und vor allem Laugenspritzern für das Auftreten von Kriechströmen auf der Hochspannungsseite. Dadurch kommt es zu einem vorzeitigen Abfließen der Zündspannung über einen Kriechweg, wobei Strecken von z. B. 50 Millimeter spielend bewältigt werden. Der hochgespannte Zündstrom (max. über 20 000 Volt) nutzt jede Möglichkeit, um die Isolierung zu überwinden und vorzeitig zur Masse abzufließen. So genügen dafür bereits feine Haarrisse im Verteilerdeckel, im Isolierkörper der Kerzen, Kerzenstecker oder Zündspule (Foto links) sowie brüchige Zündkabel. In diese Risse setzen sich die genannten Verunreinigungen, die im Gegensatz zum Isolierkörper leitfähig sind, fest. Bei derartigen Schäden sollten die betreffenden Teile sofort durch neue ersetzt werden, auch wenn noch keine Zündstörungen aufgetreten sind.

Bei der Anordnung der Zündspule z. B. bei den LADA-Typen kann es bei starkem Regen oder Wagenwaschen infolge Nässeeinfluß vorkommen, daß der Zündfunke zur Masse überspringt. Hier hilft nur das Säubern oder vorbeugende Abdecken der Zündspule mit Plastfolie. Sie kann auch unter Verwendung eines Winkels so montiert werden, daß sie senkrecht und damit weiter entfernt von der Spritzwand steht. Es kommt auch vor, daß die Zündkerzen von der Öffnung im Spritzblech (im Motorraum unten) her verschmutzen – z. B. durch Laugenspritzer – und dann ausfallen.

Die Fehlersuche bei Zündstörungen durch Kriechfunken ist oft nicht einfach, da die Kriechstrecke nur selten sichtbar wird. Meist ist aber der Fehler nach folgenden Maßnahmen wieder verschwunden:

— Gründliche Säuberung und Trocknung aller den hochgespannten Zündstrom führenden Teile,

— Sichtkontrolle aller Isolierkörper auf Risse oder Kriechspuren und

— Prüfen der Anschlüsse auf saubere Kontakte und festen Sitz.

Fotos: Heinz Krüger, Waleri Gende-Rothe, Lothar Liebmann; Redaktion: Norbert Kaiser

SOLLTE NEULINGEN BILLIG SEIN: mobile VERKEHRSTEILNEHMERSCHULUNG.

70 000 Thälmann-Pioniere und FDJler feierten in der DDR-Hauptstadt das „Fest des Roten Oktober".

Zu Gast im Stadion der Weltjugend: Erich Honecker und weitere Mitglieder der Partei- und Staatsführung.

Nils Werner

Gedanken einer Stunde

Ein Junge, etwa zehn Jahre alt,
von kleiner, fast knirpsenhafter Gestalt,
erzählte bewegt und versonnen:
„Ich stand am Leninplatz in Berlin,
die Luft war klar und die Sonne schien,
da hab ich ein bißchen gesponnen.

Ich sah die Figur und die Fahne aus Stein
und wünschte mir plötzlich, Lenin zu sein
und selbst vor der Fahne zu stehen.
Auf einmal stand ich auch wirklich da,
um alles, was seit dem Oktober geschah,
mit seinen Augen zu sehen.

Ich sah vom Nordmeer zum Kaukasus
und hörte den ersten Aurora-Schuß
und Hämmer das Eisen schmieden.
Der Aufruf AN ALLE! verkündete schon:
Am ersten Tage der Revolution
begann die Zeit für den Frieden.

Ich sah, es wurde ein Weltkrieg entfacht,
und trotzdem siegte die Arbeitermacht
in heute befreundeten Ländern.
Und viele, die Lenins Oktober-Ideen
als besten Blick in die Zukunft verstehn,
begannen die Welt zu verändern.

Das hört sich alles so einfach an,
doch ehe man Neues erbauen kann,
muß Neues im Menschen erwachen.
Die Flamme, die aus dem Funken schlug,
die Lenin in den Oktober trug,
muß jeder für sich neu entfachen.

Ich selbst stand jetzt da im Oktoberlicht
und sah die Freude in Lenins Gesicht,
weil wir ganz dasselbe empfanden.
Das war die schönste Stunde bisher:
Ich wußte, jetzt würde ich werden wie er.
Ich hatte ihn also verstanden."

Fotos: Claus Peter Fischer (2), ADN-ZB/Koard

FW 43/77

Die Besten übernahmen während des Festes die Ehrenwache am Berliner Lenin-Monument.

Von Havanna bis Hanoi bestimmt ein Datum den diesjährigen sozialistischen Wettbewerb: der 60. Jahrestag des Roten Oktober. Die ungarischen Csepel-Werker riefen zu hohen Produktionsergebnissen auf. Tschechoslowakische Automobilbauer aus Mladá Boleslav schlossen sich ihnen an, Petrolchemiker aus dem bulgarischen Burgas folgten, ebenso

Glück auf,

Metallurgen aus Katowice und kubanische Hafenarbeiter. Mansfeld-Kumpel aus der DDR führten ihre Oktober-Initiative weiter ...
FREIE WELT traf in Budapest und in Sangerhausen Arbeiter, die mit den Ton angeben in dieser internationalen Bewegung — József Horváth und Manfred Mansfeld — und erlebte den Beginn ihrer persönlichen Freundschaft.

József!

Wir begrüßen euch im Thomas-Müntzer-Schacht, sagt der Parteisekretär, und besonders stolz sei er, den Wettbewerbsinitiator József Horváth aus dem „Roten Csepel" im „Roten Mansfeld" willkommen zu heißen. Und Horváth erwidert, daß er sehen wolle, wie es andere machen mit dem Wettbewerb, bestimmt seien sie hier nicht schlechter als in Budapest. Erfahrungen können einander weiterhelfen, weiten den Horizont, machen bisweilen das eigene Problem kleiner ...

Dann schlüpfen wir Aushilfsbergmänner in Gummistiefel, merken erst später, daß Fußlappen empfindlich drücken können, tragen ein frisches Gäste-Hemd, Arbeitshose, Jacke, Schutzhelm, Gürtel, Akku, Lampe, Selbstretter, Verbandspäckchen (man weiß ja nie). Das Schweißband lehnen wir freundlich ab. Danke, wir sind nur zu Besuch ... Dennoch, gut seht ihr aus, lobt der Kauenwart und wünscht mitfühlend „Glück auf!"

Zuerst geht es bergab. Zehn Meter pro Sekunde fällt der Förderkorb, und wir mit ihm. Wie bei einem Raketenstart, vermutet einer. Aber da geht's anderslang, antwortet jemand in die rasende Dunkelheit. Wir schlucken den Druck in den Ohren herunter. Bei 450 Metern steigen wir aus. Am Schachtbahnhof wartet ein „Sonderzug". József Horváth zwängt sich ins Nebenabteil. Nach einer halben Stunde Fahrt und zwanzig Minuten Fußweg werden wir vor Ort sein, bei Manfred Mansfeld und seinen Kumpeln ...

★

Genügend Zeit, von Budapester Eindrücken zu erzählen.

In der Werkzeugmaschinenfabrik des Csepel-Werkes treffen wir einen unzufriedenen József Horváth. Er, 31 Jahre alt, ist angetreten gegen Stahl, Hydraulik, Elektronik ... Eine Maschine macht er daraus, die auf Knopfdruck gehorchen soll. Noch ist sie widerspenstig.

Eine PTC, sagt er. Uns sagt das gar nichts. So ergänzt er: Eine Spezialmaschine zum Drehen von Motorengehäusen, arbeitet automatisch. Das sei schon die achte, aber jede der Serie fordere ihn neu. 12 Maschinen wollen sie dieses Jahr fertigen. Ein Auftrag für die Sowjetunion, also monatlich eine, aber alle sollen bis zum 7. November am Bestimmungsort sein. Das sei ihr Wille, ihre Verpflichtung, — wenn wir so wollen, ihr Geschenk zum Feiertag.

Begonnen hatte es Mitte Januar. In der Csepeler Sporthalle wurde der Wettbewerb gestartet. Ziel: höchste Produktion, beste Qualität, schnellste Realisierung. Erzähle, was wir vorhaben, gaben ihm seine Kollegen aus der Brigade „Frieden" mit auf den Weg zum Rednerpult. Wettbewerb ist in jedem Jahr, sagte József dort, seit 1945, als von Csepel der erste gesamtstaatliche Wettbewerb in Ungarn ausging. Aber in jedem Jahr muß man ein bißchen dazulegen, die Ziele höherschrauben. Der 60. Jahrestag der Oktoberrevolution sei ein ausgezeichneter Anlaß dazu. Deshalb beschloß sein Kollektiv: kürzere Lieferzeiten für die Erzeugnisse in die Sowjetunion, die Radialbohrmaschinen und die PTC. Dann können die Maschinen dort zeitiger arbeiten, früher nutzen.

2250 Brigadeleiter stimmten ihm zu. 120 Betriebe und mehr antworteten: Wir machen es wie ihr. — Weil sie so denken wie wir, sagt József Horváth. Einer der Briefe kam aus Páhi, einem Dorf, 100 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Pioniere schrieben den Arbeitern, daß sie von dem Wettbewerb hörten und nicht abseits stehen wollen. Deshalb sammelt jeder von ihnen soviel Schrott, wie er wiegt, und arbeitet soviel Stunden wie an Jahren alt bei der Verschönerung des Dorfes mit.

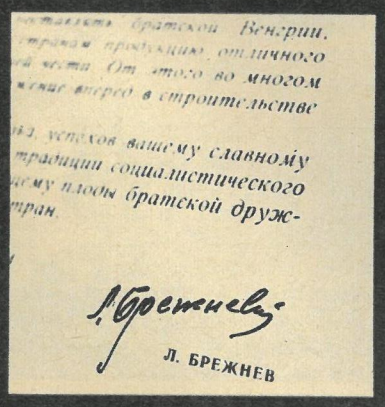
Ein anderer Brief kam aus Moskau. Absender: Leonid Breshnew. „Sie tragen Sorge dafür, daß Sie die sowjetischen Aufträge termingerecht und in ausgezeichneter Qualität erfüllen", schrieb er. „Das steht in vollem Einklang mit den Zielen unserer Arbeitskollektive, für das brüderliche Ungarn und die anderen sozialistischen Länder Qualitätsware herzustellen und sie termingerecht zu liefern. Das erfordert die Arbeiterehre, und in hohem Maße hängt davon die Sache unseres gemeinsamen Voranschreitens auf dem Wege des Sozialismus und Kommunismus ab."

★

Dieser Brief machte stolz. Doch vor frohen Festen stehen auch in Budapest saure Wochen. Die Maschinenbauer können ein Lied davon singen. Die PTC sei schließlich etwas Neues, auf Kinderkrankheiten waren sie eingestellt, aber immerhin ...

Zum Innenleben dieser numerisch gesteuerten Maschine gehören Zulieferungen aus Ost und West. Namenschilder nennen Karl-Marx-Stadt und auch Stuttgart als Absender.

Mit den Hydraulikern aus der DDR wurden sie schnell einig, erzählt Horváth. Wir brauchen das, ein Auftrag aus der Sowjetunion, ihr wißt, Genossen, der Jahrestag, bitte, helft. Dort meinte man erst, daß es nicht so einfach sei, schließlich läßt sich nichts aus dem Ärmel schütteln. Reserven müssen locker gemacht werden, bloß wo und wie? Aber es wird schon gehen, euer Wettbewerb ist ja auch unser Wettbewerb. — Jedenfalls hatten wir rechtzeitig die Zulieferungen, waren diese Sorgen los, konnten die Produktion beginnen. Wenn er in ein paar Tagen in die DDR komme, wolle er unbedingt bei den Karl-Marx-Städtern reinschauen, danken und Verbesserungen vorschlagen. Doch alles Gute sei nie zusammen, meint József. Hydraulik-Zulieferungen kommen auch aus der BRD. Sie seien auch gut, manchmal besser — und dennoch bereiten sie Ärger. Oft kämen sie zu spät, das bringe die Produktion durcheinander, man müsse umorganisieren, das werfe sie immer um Tage zurück. „Dort hat man unseren Wettbewerb zum Roten Oktober nicht mit guten Augen gesehen." Aber gerade deshalb ließen sich die Csepelwerker nicht davon abbringen, ihr Ziel zu erkämpfen. Um keine Zeit zu versäumen, macht József sich wieder auf, unter seinen Händen beginnt die Maschine zu leben. Die Eisenarme heben das Motorgehäuse, tragen es waagerecht zum Bearbeitungszentrum, setzen es behutsam ab, das



Der Brief Leonid Breshnews an die Csepel-Arbeiter — Anerkennung und Ansporn für das Kollektiv des größten ungarischen Industrie-Unternehmens.

Seit zehn Jahren arbeiten beide Kombinate auf wissenschaftlich-technischem und kommerziellem Gebiet eng zusammen. Dabei tauschen jährlich über 100 Spezialisten beider Werke ihre Erfahrungen aus. Die Partei-, Gewerkschafts- und Jugendorganisationen entwickeln eine enge Partnerschaft auf der Grundlage langfristiger Vereinbarungen.

Eisen- und Metallwerke Csepel

Zehn Produktions- und ein Dienstleistungsbetrieb zählen 30 000 Beschäftigte in den Zweigen Eisenmetallurgie, Buntmetallurgie und Maschinenbau.

Aus der Geschichte des „Roten Csepel":

1905 verweigern Arbeiter 25 Millionen Patronen herzustellen, bestimmt zur Niederschlagung der russischen Revolution.
1917 begrüßt Csepel die Große Sozialistische Oktoberrevolution.
1919 berichten Arbeiter Lenin über Funk von der Bildung der Räterepublik.
In der Zeit der Wirtschaftskrise wird die erste Betriebszelle der Kommunistischen Partei gegründet.
1943 Flugblattaktionen der Csepeler Kommunisten gegen den Krieg, Streik in der Rüstungsfabrik.
1945 wird Csepel von der Roten Armee befreit.

Mansfeldkombinat „Wilhelm Pieck"

40 000 Beschäftigte arbeiten in zehn Betrieben des Bergbaus und der Buntmetallurgie.

Aus der Geschichte des „Roten Mansfeld":

1909 erkämpfen die Arbeiter mit einem sechswöchigen Streik das Recht, sich gewerkschaftlich zu organisieren.
1917 feiern, trotz Verbot, Eislebener Kumpel die siegreiche Revolution in Rußland.
1921 nehmen die Märzkämpfe des mitteldeutschen Proletariats im Mansfelder Land ihren Anfang.
1928 übergeben sowjetische Bergarbeiter des Schachtes „Dsershinsk" die inzwischen legendäre Fahne von Kriwoi Rog.
1943 retten Mansfelder Arbeiter das geraubte Lenin-Standbild der Stadt Puschkino vor dem Einschmelzen.
1945 rücken sowjetische Truppen in Eisleben ein.

Ganz in Familie – Bei Mansfelds werden die morgendliche Grubenfahrt ausgewertet und neue Vorhaben besprochen.

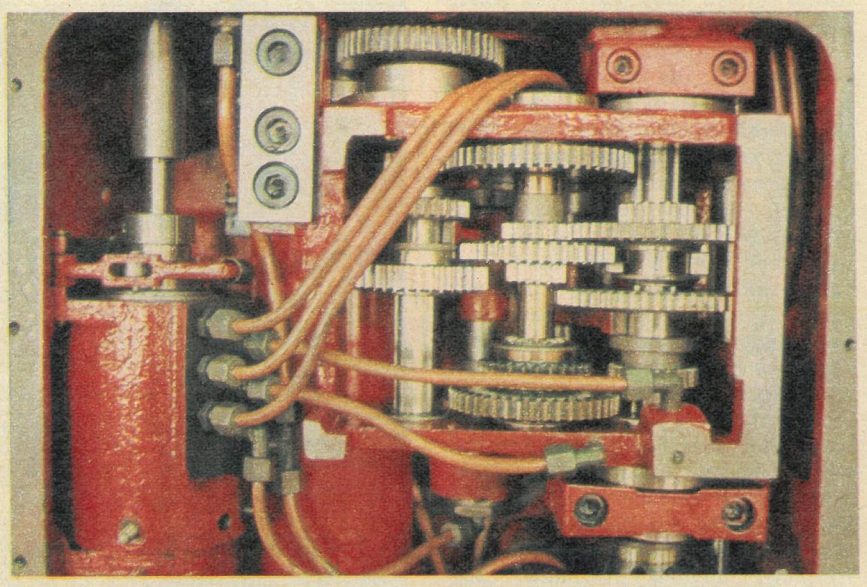
Gehäuse rotiert. — Horváth stoppt den Versuch erneut. Jetzt pfeift er sich eins... Wir glauben, er freut sich über den entdeckten Fehler.

★

Die Sangerhausener Grubenbahn holpert, reißt uns aus Budapester Erinnerungen. Vorn flucht einer, der Schienenstrang ist versperrt, wieder ein Wagen aus dem Gleis gesprungen. Wir stehen im Schlamm.

Der Zufall will es, daß am gleichen Tag, da die achte PTC bei Horváth den Test besteht, hier, im Mansfelder Kupferrevier ein Mann mit einem Sonderauftrag in den Schacht fährt. Er heißt Mansfeld (das soll schon zu mancher Verwechslung geführt haben), Manfred mit Vornamen, 38 Jahre alt, seit über 20 Jahren Bergmann aus Pflichtgefühl und Leidenschaft. — Sein Kollektiv wird ein neues Abbauverfahren testen, Bruchbautechnologie heißt es und sei revolutionierend, senke rapide die Abbauverluste und bringe, das sei der Sinn, der Volkswirtschaft mehr Kupfer. Zudem erleichtere es dem Kumpel die Arbeit. Werner Ericht, der Vater dieses technologischen Gedankens: Auf dem Papier stimmt alles, im Steinkohlenbergbau hat sich dieses Verfahren bewährt, aber hier, im Mansfelder Kupferschiefer?

Die Praxis ist das Kriterium der Wahrheit. Also ran an die Basis, Freiwillige vor, wer führt den Beweis, wer wagt das Risiko? — Es gibt Lacher. Ganz alte Hasen berufen sich auf die Tradition, es ginge doch so wie bisher ganz gut. Jüngere verlassen sich lieber auf ihre Lehrbuchweisheiten... Also die Brigaden Mansfeld/Kiene/Hartwig und die „Beregowois"? Sie machen schließlich mit... Und zu einem von diesen sind wir jetzt auf dem unterirdischen Weg. Werner Ericht vornweg. „18 war der Manfred damals, als er bei mir lernte", erzählt der Technologe unterwegs. „Damals waren wir dabei, den jahrzehntealten Bogenstreb durch den Gradstreb abzulösen. Dadurch wurde die Mechanisierung hier unten erst möglich, aber auch damals gab es viele Wenn und Aber..." Ein Förderband bringt uns Gesteinsbrocken entgegen. Vorn tanzen Lichter. Wir sind vor Ort...



Ein Maschinen-Herz – Die Brigade „Frieden" garantiert seine Zuverlässigkeit.

★

Manfred Mansfeld freut sich, József Horváth kennenzulernen, stellt ihm seine Kumpel vor, erläutert ihre Arbeit, dann rutschen beide Brigadiere in den engen Streb, kaum einen Meter hoch, kauern hinter dem Bohrgerät und treiben (symbolisch und weil es Spaß macht) gemeinsam ein Sprengloch ins kupferschieferträchtige Gestein.

Joi, ist das eine schwere Arbeit,

Glück auf, József!

meint József Horváth später anerkennend und kommt sich womöglich klein vor mit seinen durchkonstruierten Maschinen. Brigadier Mansfeld beruhigt ihn: Jeder hat schließlich seine Aufgabe. Der eine bricht Erz, der andere produziert aus den daraus gewonnenen Erzeugnissen Maschinen. Gemeinsam beweisen ihre Kollektive, daß der Sozialismus, wie es Lenin schon 1918 formulierte, in breitem Maße die Möglichkeit schafft, Unternehmergeist, Wettbewerb und kühne Initiativen zu entfalten. Manfred Mansfeld und Otto Kiene, der heute die Spätschicht fährt, riefen vor einem Jahr auf, den Oktober zum Monat der höchsten Produktion zu machen. „Wir waren noch so gut in Schwung, vom Parteitagswettbewerb, da nutzten wir das angeschlagene Tempo. ‚Oktober-Initiative' sagten wir dazu. Da Name und Inhalt stimmten, machen wir weiter bis zum 60. Jahrestag..." Und nun stehen wir euch im Wege, entschuldigt sich József Horváth. „Nicht so schlimm, das holen wir wieder raus." Dennoch bekennt Manfred Mansfeld, daß seine Truppe gegenwärtig nur dritter im Wettbewerb ist. Aber das Ziel, den Jahresplan in 49 Wochen zu erfüllen, werden sie schaffen, da sind sie optimistisch. Zehn Tage haben sie schon rausgearbeitet, das ist gleichzeitig gut für den Plananlauf 1978..."

★

Die Zeitungen nennen solche wie sie Wettbewerbsinitiatoren. Das ist kein schönes, aber wohl ein treffendes Wort, das auch für József Horváth und Manfred Mansfeld gilt. Bei einem geht es um eine neue Ma-

schine, beim anderen um ein neues Verfahren. Beides verwirklicht sich nicht von allein, da muß man sich einsetzen, auch Persönliches zurückstellen, oft mit sich kämpfen und gegen andere. So gesehen, schreiben sie mit an unserer Geschichte. Frau Horváth macht da Einwände geltend: „Geschichte, berühmt, bekannt ... Wichtig ist, József bleibt József." Frau Mansfeld stimmt ihr prompt zu :„Wozu muß man eigentlich immer welche aufs Podium stellen", das solle man ihr mal erklären. Und man spricht von der Persönlichkeit, und die Rolle des Vorbildes, von Ideen und Risiko, von der Weitsicht, mit der sie ihren Anteil in das Ganze einordnen. Darüber müsse man nochmal reden, sagen die Frauen, vielleicht, wenn die Mansfelds nach Budapest kommen. „Sie kommen doch? Ja, das ist eine Einladung, bestimmt fühlen Sie sich in Budapest auch wohl." Ganz nebenbei gesagt, sie haben auch die Wohnzimmerlampe wie Mansfelds. Auch daran ist zu sehen, wie dicht man schon aneinandergerückt ist ... Doch das wichtigste: Trotz der Sprachunterschiede reden sie nicht aneinander vorbei. Und das soll so bleiben ...

PS:
Inzwischen trafen sich Manfred Mansfeld und József Horváth in Budapest wieder. An gleicher Stelle, wo vor zehn Monaten 2250 Csepel-Brigadeleiter den Wettbewerb beschlossen, rechneten nun die ungarischen Kollegen und die Mansfeld-Kumpel gemeinsam die Ergebnisse zum Roten Oktober ab. Dabei visierten sie gleichzeitig noch höhere Ziele für das nächste Planjahr ein.

Text: Wolfgang Tautenhahn; Recherchen: Peter Trog; Fotos: Detlev Steinberg

Blick vom Gellert-Berg – eine Station im gemeinsam geplanten Budapester Stadtbummel der Familien Horváth und Mansfeld.

Präzision ist Ehrensache – so der Leitspruch von Ferenc Mészáros, einem der Fachleute aus Horváths neunköpfigem Kollektiv.

Sendungen aus der Reihe „Geheimnisse des Meeres“ sind für die Familie stets ein gelungener Fernsehabend. Nun erzählte unser Sohn, daß Jaques-Yves Cousteau, der berühmte Ozeanologe und Kapitän des Forschungsschiffes „Calypso“, in der Sowjetunion war. Stimmt das?

Olaf Henrich, Suhl

Es stimmt, Herr Henrich; Jaques-Yves Cousteau (Foto links unten), mit dessen Namen eine ganze Etappe menschlichen Vordringens in die Geheimnisse des Ozeans verbunden ist, weilte in Moskau. Alexej Makejew, Mitarbeiter der sowjetischen Zeitschrift „Nedelja“, hatte Gelegenheit zu einem Interview, das wir auszugsweise wiedergeben.

Sie sind das erste Mal in der UdSSR, Professor Cousteau?

Prof. Cousteau: Wo denken Sie hin! Das erste Mal war ich 1936 bei Ihnen. Gern erinnere ich mich noch daran. Volle drei Monate waren es — Moskau, Charkow, Wladiwostok, Batumi, Tbilissi ... Diesen Städten widmete ich einen meiner ersten Filme. Damals erlernte ich auch etwas von der russischen Sprache, konnte sogar sprechen. Besser übrigens als heute. Nun bin ich also aufs neue hergekommen. Moskau ist nicht wiederzuerkennen. Wie ist diese Stadt gewachsen, und wie hat sie sich verschönert!

In den Zeitungen findet man nicht selten solche Mitteilungen wie: „Jacques Cousteau studiert die Wale an der Küste Nordamerikas“, „Cousteau begibt sich wieder auf der ‚Calypso‘ in den Indischen Ozean“, „Der berühmteste Ozeanologe an den Ufern der Antarktis“ ... Man gewinnt den Eindruck, daß Sie nie auf dem Festland weilen.

Prof. Cousteau: Nie ist übertrieben! Ich leite zum Beispiel das Ozeanologische Museum in Monaco, aber anwesend bin ich dort faktisch nicht mehr als zwei Monate im Jahr und auch nur zu ganz wichtigen Anlässen. Die übrige Zeit „schwimme“ ich auf der „Calypso“, führe Beobachtungen durch, drehe Filme. Natürlich ist es notwendig, von Zeit zu Zeit auf dem Trockenen zu sein; denn die Herausgabe von Büchern und Filmen von Bord aus wäre etwas schwierig. — 33 Bücher habe ich inzwischen geschrieben, Filme drehte ich 67, sie laufen in 105 Ländern.

Wo war die „Calypsó“ schon überall?

Prof. Cousteau: Unser „Dampferchen“ (seine Wasserverdrängung liegt bei 360 Tonnen) war auf allen Ozeanen: bei den Malediven und Seychellen, vor den Galapagosinseln, am Großen Barriereriff, vor der antarktischen Insel Waterloo. Auf Madagaskar fanden wir in den Bergen Meeresversteinerungen, am Kap der Guten Hoffnung zähmten wir zwei junge Seelöwen — Perito und Kristobal. Vor der Insel Sankt Helena tauchte unsere Mannschaft nach gesunkenen Schiffen. Es fällt schwer, alles aufzuzählen ...

Was macht Ihre Mannschaft während der Freizeit?

Prof. Cousteau: Das, was jede andere Mannschaft macht. Man spielt Schach, hört Musik, sieht sich einen Film an. Es werden Briefe geschrieben, man tollt miteinander herum, versieht sich mit Spitznamen ... Alle haben sie goldene Hände. Und alle sind sie unablässig bereit zu lernen — ich bin stolz auf meine Leute.

Wie lange dauert durchschnittlich eine Fahrt der „Calypso“?

Prof. Cousteau: Das hängt vom Forschungsprogramm ab. Aber es gilt als Regel, daß wir nach drei Monaten einen Hafen anlaufen. Wir bleiben vor Anker, ich rufe aus Frankreich zwei „Sicherheitshüter“, und die gesamte Mannschaft erhält eineinhalb Monate Landurlaub.

Hat Ihre Gattin Verständnis für solche langen Reisen?

Prof. Cousteau: Simone? Aber sie ist doch die ganze Zeit mit mir zusammen! Ein ausgezeichneter Gehilfe des Kapitäns! Und, wissen Sie, meine Frau ist glücklich dabei.

Und Sie?

Prof. Cousteau: Ich? Ich habe überhaupt keine Freizeit. Schlafe insgesamt nur vier Stunden. Mein Glück liegt in der Sache selbst, mit der ich jeden gegebenen Moment beschäftigt bin.

Woher nehmen Sie die Kräfte dazu? Ernähren Sie sich auf besondere Weise?

Prof. Cousteau: Nein. Nur: ich esse sehr wenig. Liebe Säfte. Rauche äußerst selten. Alkohol nehme ich so gut wie überhaupt nicht zu mir.

In welchem Alter begannen Sie sich für das Tauchen zu begeistern?

Prof. Cousteau: Mit zehn Jahren; damals war ich in den Ferien am Meer. Eines Tages schaute ich unter

die Wasseroberfläche und „erkrankte“ für immer an dem, was ich sah. Aber einen Taucheranzug streifte ich erst mit 26 über. Mein Vater lebte 90 Jahre; als er 67 war, weckte ich seine Leidenschaft für Unterwasserausflüge. Einer meiner Söhne begann mit sechs Jahren zu tauchen, der andere mit vier, und Enkelin Alexandra „schwamm“ mit drei Monaten ... Für künftige Generationen wird der Aufenthalt im Wasser ebenso natürlich sein wie der auf dem Festland.

Sie erforschten das Verhalten vieler Meeresbewohner, welche sind Ihnen am sympathischsten?

Prof. Cousteau: Ich liebe alle Tiere, deshalb ist es schwer, sich festzulegen. Aber dennoch, vor allem die Delphine! Was für gescheite Wesen! Klüger (er lächelt) als einige Menschen ...

Halten Sie es für möglich, daß künftig Kontakte mit einigen Meeresbewohnern aufgenommen werden?

Prof. Cousteau: Ohne weiteres! Mit den Delphinen finden wir bereits, sagen wir, eine gemeinsame Sprache. Sogar um Kontakt zu den Walen bemühten wir uns. Diese Giganten des Meeres beobachteten uns sehr aufmerksam. Grauwale beispielsweise legten beim Zusammentreffen die Flossen an, um die Taucher nicht zu verletzen (Foto oben). Aber es gab auch solche Exemplare, die bei unserem Erscheinen in Wut gerieten ... Die Menschen sollten wissen, daß im Ozean hoch entwickelte Geschöpfe leben. Nicht weniger „intelligent“ als Affen oder Hunde.

Nun, und die Haie? In Ihren Büchern und Filmen gibt es Episoden, in denen Schwimmer angegriffen werden ...

Prof. Cousteau: Und doch wird aus meiner Sicht die Gefährlichkeit des Zusammentreffens mit Haien übertrieben. Diese Räuber treten nur dann mutig, ja sogar frech auf, wenn sie viele sind. Unsere Taucher ver-

Cousteaus Besuch in der UdSSR diente dem

Unternehmen Schwarzmeer

treiben sie unschwer mit speziellen „Anti-Hai-Knüppeln", so daß es bisher zu keinen besonderen Konflikten kam. See-Igel zum Beispiel sind wesentlich gefährlicher: Hände und Füße eines Tauchers werden durch die Giftstacheln verletzt, und das ist sehr schmerzhaft. Die Wunden heilen lange nicht.

Welche Rolle spielt der Ozean im Leben der Menschen?

Prof. Cousteau: Er hält gewaltige Energiereserven für uns bereit. Ich glaube, der Mensch wird lernen, sich auch die nutzbar zu machen. Außerdem ernährt der Ozean bereits jetzt Millionen Menschen. Und diese Rolle als Ernährungsspender, so bin ich überzeugt, wird anwachsen. Abgesehen von seinen materiellen Schätzen ist er auch eine Quelle der Inspiration, der Begeisterung. Eine Quelle des Lebens!
Aber man darf nicht vergessen: Die biologischen Ressourcen des Ozeans sind erschöpfbar. Ich bin überzeugt, daß es unmöglich ist, allzu viele Fische und andere Tiere dem Ozean zu entnehmen, ohne ihm Schaden zuzufügen. Meiner Meinung nach liegt die Grenze bei 65 Millionen Tonnen jährlich für alle Länder zusammen. Ein Überschreiten wäre gefährlich. Mit diesem Problem ist die Menschheit bereits hart konfrontiert.
Nach unseren Erhebungen sind Hering und Thunfisch bereits um 60 Prozent zurückgegangen, andere Arten um 30 bis 40 Prozent. Die Fischer vieler Länder fangen heute bereits Fische, die man früher als „Ausschuß" bezeichnet hätte.

Welchen Ausweg sehen Sie?

Prof. Cousteau: Man darf nicht nur aus dem Meer schöpfen. Es muß so sorgsam bewirtschaftet werden wie das Festland. Das ist ein Problem des gesamten Planeten, das sich nur durch gemeinsame Anstrengungen lösen läßt. Strenge Vorschriften und wirksame Übereinkommen sind nötig. Der Blickwinkel, aus dem heraus wir das Meer betrachten, muß sich verändern. Dem Menschen scheint es uferlos, abgrundtief, unerschöpflich zu sein. Doch haben wir uns überzeugt, daß der Ozean keineswegs uferlos ist und nicht unbeschränkt widerstandsfähig gegenüber verderblichen Einflüssen.

Was sind Ihre nächsten Pläne?

Prof. Cousteau: Demnächst wird die „Calypso" ins Schwarze Meer auslaufen, um die dortige Fauna zu erforschen. Danach planen wir die Durchquerung des Nördlichen Eismeeres bis zum Nordpol; zu diesem Zweck wird die „Calypso" mit zwei Luftkissen-Fahrzeugen und einem kleinen U-Boot ausgerüstet.

Fotos: Archiv

Im nächsten Heft:

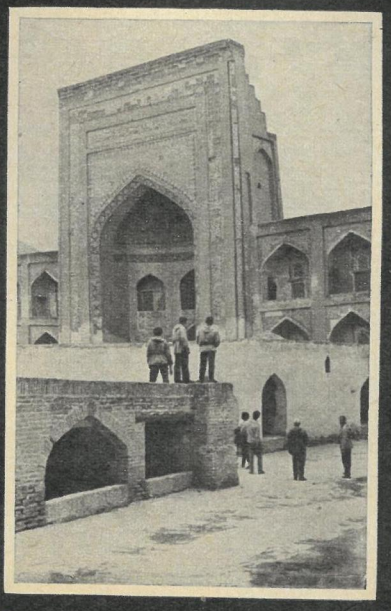
Weltgeschichte:
FREIE WELT-Reporter berichten von den Jubiläumsfeierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Oktoberrevolution in Moskau und Berlin.

Transport:
Über die neue Busgeneration plaudert der Chefkonsrukteur der ungarischen Autobusfamilie.

Mode:
Festliche Silhouette aus Samt und Seide.

Kurzgeschichte:
„Futsch ist futsch" – Doktor Smolenski liebt sein Heim, seine Kinder und . . . eine andere Frau. Kann die Liebe ihn von der Angst befreien, alles, was er liebt, zu verlieren?

Kunst:
Blätter von der VIII. FREIE WELT stellt Maler, Grafiker und Formgestalter mit ihren Arbeiten in einer Serie vor.



Ratgeber:
Vorschau auf die Sommersaison '78 – das Angebot der Reisen in die Sowjetunion, mit vielen Tips, klimatischen Hinweisen, neuen Reisezielen, Pkw- und Schiffsreisen.
(Foto: mittelalterliche Baukunst bei Buchara)

Diskussion:
Sie stehen hoch im Kurs: Plüschsessel, Bilder mit Stuckrahmen, blümchenbemalte Teekessel. Ausdruck einer Modewelle oder Reaktion auf das standardisierte Angebot der Industrie?

Preisrätsel:
Wieder sind 2000,– Mark zu gewinnen beim großen Preisausschreiben, welches FREIE WELT gemeinsam mit DDR-Verlagen veranstaltet.

Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Ihr Verständnis.

Foto: H.-P. Gaul

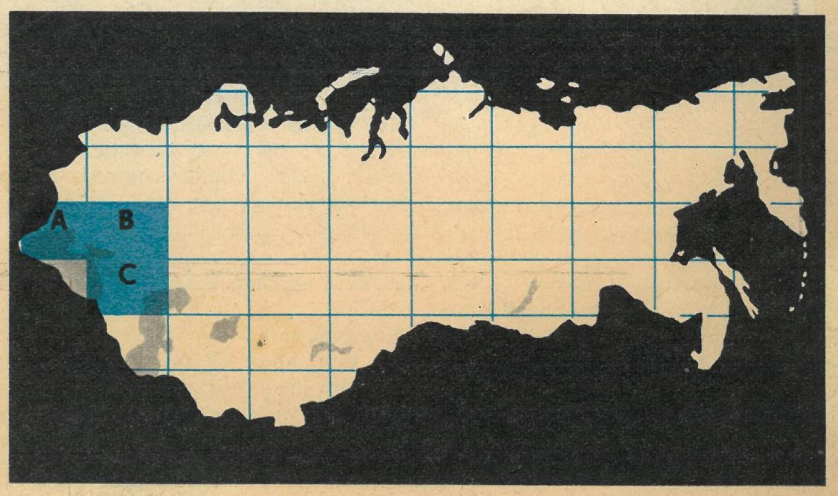
Bei schönstem Wetter segelten sie mit Leichtigkeit, ein Held bestimmte ihres Schiffes Lauf.

Aus dem Nationalepos „Der Recke im Tigerfell"

Einige der schönsten Landschaften der Sowjetunion, vorgestellt in einer FREIE WELT-Farbserie. Bitte kreuzen Sie eines der drei Felder auf unserer Umrißskizze an, wo die gefragte Gegend Ihrer Meinung nach liegt. Versehen mit dem Lösungsbegriff, ist die ausgeschnittene Skizze auf einer Postkarte zu schicken an FREIE WELT, 1056 Berlin, PF 91. Sieben Gewinne – 1× 100,– Mark, 2× 50,– Mark, 4× 25,– Mark – werden unter den Einsendern der richtigen Antwort verlost. Einsendeschluß ist diesmal der **16. November 1977,** die Namen der Gewinner erscheinen in Heft 45. – Viel Erfolg!

Im Quiz Nr. 1 gewannen: 100,– Mark – H. Winkel, 112 Berlin; 50,– Mark – H. Arndt, 57 Sangerhausen, Ruth Buchholz, 18 Brandenburg (Havel); 25,– Mark – W. Marks, 7201 Thräna, Heidi Freitag, 2711 Dalberg, Hella Schlichting, 432 Aschersleben, Ingeborg Grobe, 15 Potsdam.

So war es richtig in Heft 41 (Quiz Nr. 1): Pik Lenin / 7134 m

Landschafts-Quiz Nr. 3

Beneidenswert, wer jetzt unter subtropischer Sonne wandeln kann. Diese Aufnahme stammt von der Küste des Schwarzen Meeres, und zwar aus der Hauptstadt der Abchasischen ASSR, die sowohl ein Hafen als auch ein bekannter Kurort ist. Unsere Frage lautet: Wie heißt diese Stadt und welcher Unionsrepublik gehört sie – wie ganz Abchasien – an?